



Matthias Platzeck |

*Liebe Gäste Brandenburgs,*

*wo immer Menschen in einer noch so kleinen Einheit zusammenkamen, schufen sie sich einen religiösen Mittelpunkt. Davon zeugen Brandenburgs Kirchen und Klöster. Überall kann man an diesen Beispielen die geschichtliche und kulturelle Entwicklung unseres Landes ablesen.*

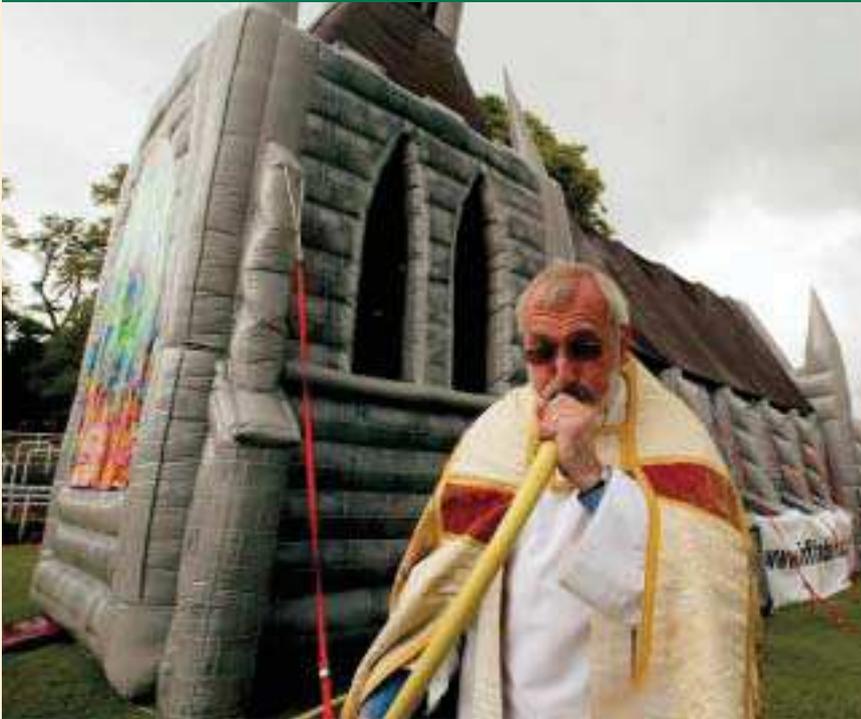
*Sakralbauten zählen mit zu den ältesten geschichtlichen Hinterlassenschaften in Brandenburg. Oftmals liegen viele dieser Dorfkirchen abseits und fast versteckt. Sie geben Nachricht von einer anderen Zeit. Romanik und Gotik hinterließen ihre Spuren. Kleine Feldsteinkirchen weisen auf die Kargheit des Lebens hin. Aber wer vermutet überschäumende barocke Lebensfreude in unseren Kirchen? Die Italiensehnsucht, die schon Goethe beschrieb, findet hier ihre bauliche Entsprechung. Die großen preußischen Baumeister Schinkel und Persius schufen nicht nur berühmte Profanbauten. Auch kleinste Dorfkirchen zeugen von ihrem Können.*

*In diesem Land gibt es Vieles und Überraschendes zu entdecken. Noch heute sind zahlreiche Erläuterungen aus Fontanes »Wanderungen durch die Mark Brandenburg« aktuell. Lassen Sie sich darauf ein, seien Sie neugierig! Wenn Sie mit dem Auto oder dem Fahrrad unterwegs sind, unterbrechen Sie die Fahrt und schauen Sie sich auch das Innere dieser Dorfkirchen an. Außen vielerorts unscheinbar, bieten sie im Inneren wundervolle Details. Dazu zählen prachtvoll gestaltete Altarräume oder großartige Erinnerungsstücke des märkischen Adels, der seine Kirchen ansehnlich ausstattete.*

*Brandenburg ist mehr als Märkische Streusandbüchse, unberührte Natur und Sanssouci. Entdecken Sie sein reiches kulturelles Erbe, das man auch in seinen Kirchen findet.*

*Matthias Platzeck  
Ministerpräsident des Landes Brandenburg*

## Manfred F. Fischer Eine »Hüpfburg« als Kirche?



*Prof. Dr. Manfred F. Fischer,  
Kunsthistoriker und Denkmalpfleger.  
Von 1973 bis 1998 Landeskonservator  
der Freien und Hansestadt Hamburg,  
seit 2000 Vorstandsvorsitzender des  
Vereins zur Förderung der Stiftung zur  
Bewahrung kirchlicher Baudenkmäler  
in Deutschland e. V.*

Das Bild und die Nachricht verblüfften: In England war im Mai 2003 die erste Plastik-Kirche der Welt vorgestellt worden. Ein mobiles PVC-Gotteshaus, an dem alles aufblasbar ist, der Bau, die Orgel, der Altar, die Kanzel, die Bänke und die Kerzen. Sogar bunte Fenster finden sich in dem kuriosen Gotteshaus. Die Erfindung wurde bei der Messe »Christian Resources Exhibition« in Esher in der Grafschaft Surrey bei London gezeigt und soll für den Tagespreis von 2700 Euro mietbar sein. Anfragen lägen bereits aus über 20 Ländern vor.

Die Idee, nach dem Modell der bekannten Kinder-Hüpfburgen von Stadtteilfesten auch einmal eine Kirche zu konstruieren, hatte vor sechs Jahren der Brite Michael Gill, der dieses aufblasbare Zelt eigentlich an einen Nachtclub vermieten wollte. Doch dann entdeckte er die weiteren Möglichkeiten dieser Erfindung, nämlich bei allen Gelegenheiten seine in drei Stunden aufblasbare bewegliche Kirche anbieten und überall hin transportieren zu lassen. Man könnte es die PVC-Variante der baulichen Postmoderne nennen.

Im Herbst 2003 erreichte das Objekt auch Deutschland. Die Evangelische Landeskirche in Württemberg eröffnete es am 12. November auf dem Stuttgarter Flughafen mit einem Gottesdienst. Auch

an einem Supermarkt, einer Autobahnraststätte, auf einem Golfplatz sowie an einer Eissporthalle soll das Gebilde künftig aufgeblasen und seiner Funktion zugeführt werden, als Teil der Kampagne »Kirche, mehr als man glaubt«, mit der man Menschen erreichen will, die sonntags nicht mehr in die Kirche gehen.

So könnten wir also belustigt zur Tagesordnung übergehen, wäre da nicht die Form, die zum näheren Nachdenken Anlass gibt. Dies alles geschieht ja mit einem Gebilde, das die Verbindung zum Menschen nicht in erster Linie über den Inhalt herstellt, sondern das von seiner Form her auf einen Rest bildlicher Assoziationen auch bei Kirchenfernern zielt. Wie eine Kirche aussieht, weiß noch immer ein jeder, auch wenn er sie nicht besucht oder sie ihn nicht persönlich interessiert. Also genügt es nicht, ein formal neutrales Zeltgebilde aufzustellen. Nein: die Form ist der Anreiz, die Form, die Erstaunen und Neugierde hervorruft, zumal sie in einem gänzlich ungewöhnlichen Material, also deutlich verfremdet auftritt. Diese Form ist in geradezu komischer Weise exakt und bemüht der Geschichte nachempfunden, dessen Material aber völlig fremd und ihr mit viel Mühe und Phantasie durch Abnäher und Steppnähte angenähert. Alle baulichen Details sind sklavisch nach-

geahmt. So ist es köstlich zu sehen, wie der Technologie des Objektes zum Trotz dennoch deutlich ein Langhaus, ein Querhaus mit geradem Chor, ein Turm, ein richtiges Dach, auch abgetreppte Strebeputer im Gegensatz zur statischen Logik des Materials ausgebildet sind. Man kann sorgfältige Lagen und Verfugungen grauen Hausteinmaterials erkennen. Das Innere gar wird erleuchtet von farbigen Kirchenfenstern. Wulstige Dienste, Rippen und Gurtbögen lassen eine Jocheinteilung und ein gotisches Gewölbe ahnen. Kanzel, Altar, Leuchter, Kreuz, alles ist wie in der historischen Wirklichkeit. Real sind nur die Menschen und die Gesangbücher.

Dies erinnert an die bekannten Surrogate als Spiel, an die Kirche aus Eis und Schnee nach historischem Vorbild etwa, die man seit einiger Zeit im Dezember in Helsinki bewundern kann, oder an jene kürzlich errichtete Kirche aus Käsestückchen, die man in Edam nachbaute, um Geld für das Original zu sammeln. Dies sind alles Bravourstückchen aus dem Land unserer Phantasie.

Alles dies zeigt aber auch überdeutlich etwas anderes: Wenn eine Zeltkirche der historischen Formen als Signal und Anknüpfung für ihre Botschaft bedarf, wieviel wichtiger sind dann die Vorbilder selbst, also die Originale! Ohne diese hätten wir die optische und damit die theologische Bezugsmöglichkeit verloren. Dies sagt uns aber auch, dass die historischen Kirchen die Basis sind, die wir pflegen müssen. Je mehr von ihnen wir erhalten und dem Verfall entreißen, je intensiver wir sie dem Publikum öffnen und erklären, mit aller ihrer individuellen Geschichte, desto weniger bedürfen wir der Surrogate. Für alle, die sich hier engagieren, ist also schon das Aussehen der »geistlichen Hüpfburg« eine Bestätigung ihrer oft mühevollen, verdienstreichen Arbeit.

# Nicht die Kirchtürme, sondern die Menschen zählen ...

## Gespräch mit Bischof Wolfgang Huber

*Dr. Wolfgang Huber  
ist EKD-Ratspräsident und Bischof der  
Evangelischen Kirche in Berlin-  
Brandenburg-schlesische Oberlausitz.*

*Das Gespräch führten  
Bernd Janowski und Dr. Hans Krag.*

In einigen Regionen Brandenburgs, in der Prignitz, Uckermark oder Niederlausitz, hat ein Pfarrer inzwischen durchschnittlich zwölf bis fünfzehn Kirchen zu betreuen. In vielen Filialorten finden Gottesdienste nur noch alle vier Wochen, manchmal seltener, statt. Wie sehen Sie die heutige Situation der Kirche im ländlichen Bereich?

Wir sollten nicht die Kirchtürme zählen, für die ein Pfarrer verantwortlich ist, sondern die Menschen. Das hilft vielleicht, auf die wirklichen Ursachen der schwierigen Situation zu kommen. Wir haben, insbesondere in der Uckermark und in der Prignitz, über die letzten Jahre einen dramatischen Rückgang der Bevölkerung erlebt und verbunden damit auch einen Rückgang der Gemeindegliederzahlen. Wir sind gerade in diesen Bereichen noch immer in einer Situation, in der nur ein kleinerer Teil der Bevölkerung zur Kirche gehört. Und wenn Sie die Zahl der Gemeindeglieder nehmen und den Verantwortungsbereich eines Pfarrers oder einer Pfarrerin in einer ländlichen Region vergleichen mit der Verantwortung in einer städtischen Region, dann muss man zugeben, dass diese Relationen nicht vergleichbar sind. Das Pfarramt in der ländlichen Region kann also nicht mehr so wahrgenommen werden, wie man das von der Vergangenheit her gewohnt war. Wir befinden uns in einem Umstellungsprozess. Wenn man dann noch weiß, dass sich gerade die ländliche Bevölkerung nicht so schnell auf neue Bedingungen umstellt, dann hat man einen weiteren Hinweis auf die heutigen Schwierigkeiten.

**Wie könnte die Situation in zwanzig Jahren aussehen?**

Wir haben – nicht für das Jahr 2025, sondern für das Jahr 2010 – eine Konzeption entwickelt. Sie besagt, dass wir auch bei kleiner werdenden Gemeinden die Bedeutung der Kirche im Dorf auf-



*Bischof Dr. Wolfgang Huber und seine Frau Kara beim Konzert in der Dorfkirche Ketzür*

recht erhalten wollen. Ich bin sehr dankbar dafür, dass es, auch mit Hilfe vieler Fördervereine, in einem sehr bemerkenswerten Umfang gelungen ist, Kirchengebäude funktionsfähig zu erhalten, so dass wieder Gottesdienst darin stattfinden kann.

Man darf die Frage, ob ein Gottesdienst stattfindet, nicht mehr ausschließlich davon abhängig machen, ob ein Pfarrer oder eine Pfarrerin dafür zur Verfügung steht. Die Menschen vor Ort müssen selbst den Mut und den Willen entwickeln, dass sie diesen Gottesdienst wollen, dass sie die Kirche aufschließen, dass in dieser Kirche etwas stattfindet. Dann ist es gut, wenn Pfarrerinnen und Pfarrer verlässlich zu einem bestimmten Datum kommen, unter Umständen auch unter der Woche. Regelmäßiger Gottesdienst jedoch darf nicht exklusiv von der Pfarrerin oder dem Pfarrer abhängig gemacht werden.

Der Pfarrberuf wird in diesen ländlichen Regionen künftig etwas vom Wanderprediger haben, etwas vom ambulanten Gewerbe, wie manche mit heiterer Ironie sagen. Es wird ganz wichtig sein, dass die Amtshandlungen verlässlich von den Pfarrerinnen und Pfarrern wahrgenommen werden. Ebenso wichtig

wird es sein, die Frequenz der Gottesdienste nicht danach zu bemessen, wie viele Gottesdienste ein Pfarrer an einem Sonntag halten kann, wobei man dann unter Umständen auf eine Frequenz von sechs Wochen kommt. Ich bin dafür, in den ländlichen Regionen die Häufigkeit der Gottesdienste eher zu erhöhen als zu vermindern – aber nicht mit der Erwartung, dass bei jedem dieser Gottesdienste eine Pfarrerin oder ein Pfarrer dabei sein wird.

**Lektorengottesdienste sind ja in den meisten Regionen bisher nur ein frommer Wunsch ...**

Nichts gegen fromme Wünsche! Fromme Wünsche sind das Wichtigste, was Christen überhaupt haben können, und wer nur gelten lässt, was ohnehin schon passiert, wird überhaupt nichts Neues zustande bringen. Insofern kommen wir gar nicht darum herum, uns auch im Blick auf die ländlichen Regionen Ziele zu setzen. Und diese Ziele lasse ich mir nicht durch Hinweise darauf ausreden, dass wir jetzt noch nicht so weit sind.

Generell bin ich davon überzeugt, dass mehr Möglichkeiten und Potentiale zur Mitarbeit in den Gemeinden auch



Lesung im Rahmen des Dorfkirkensommers in der Kirche von Alt Placht

im ländlichen Raum vorhanden sind, sowohl bei der Gestaltung des Gottesdienstes als auch bei der Mitverantwortung für die praktisch-wirtschaftlichen Fragen der Gemeinden.

**Brauchen wir in dieser Situation noch in jedem Dorf eine Kirche? Es ist ja nach protestantischem Verständnis durchaus möglich, den Gottesdienst auch an jedem anderen Ort zu feiern.**

Bevor ich die Frage stelle, ob wir in jedem Dorf eine Kirche brauchen, stelle ich vorher die Frage, ob wir in jedem Dorf eine selbstständige Gemeinde mit einer eigenen Kasse, mit einer eigenen Verwaltung und mit einem eigenen Gemeindegemeinderat brauchen. Die Region, die eine Pfarrstelle trägt, wird künftig organisatorisch und im Gemeindezuschnitt anders organisiert sein müssen als früher. Dass ein Pfarrer mit zwölf Dörfern gleichzeitig zwölf Haushalte und zwölf Gemeindegemeinderäte hat – das halte ich nicht für notwendig und nicht für angemessen.

An dieser Stelle würde ich ansetzen bei der Diskussion, ob noch in jedem Dorf eine Kirche gebraucht wird. Gottesdienst kann selbstverständlich auch an anderen Orten stattfinden. Die Kirchengebäude sind jedoch ein wichtiger Teil unseres kulturellen, kirchlichen und religiösen Erbes. Mit diesem uns anvertrauten Erbe müssen wir verantwortlich umgehen. Deshalb freue ich mich für jeden einzelnen Fall, in dem dafür eine gute Lösung gefunden wird. Auch für die Zukunft trete ich dafür ein, dass wir die Zahl der Umwidmungen von Kirchen und erst recht der Aufgabe von Kirchengebäuden auf das

wirklich absolut unvermeidliche Minimum reduzieren.

**Vielleicht werden Kirchengebäude vom Stellenwert her in der heutigen Zeit auch überbewertet. Benötigt die Institution Kirche ihre Gebäude, um im ländlichen Raum noch präsent zu sein?**

Ich halte es für einen Fortschritt im Bewusstsein der Menschen, dass der besondere Charakter von Kirchengebäuden wieder stärker geachtet wird. Das gilt für ländliche wie für städtische Bedingungen. Auf dem Lande hat man in zurückliegenden Jahrzehnten viele Kirchengebäude verfallen lassen, hat sie als Lagerstätten zweckentfremdet und ähnliches getan. Umso erfreulicher ist, dass die Menschen jetzt wieder den Wert der Kirchengebäude zu schätzen wissen. Unter städtischen Bedingungen forcierte man seinerzeit die Errichtung von Funktionsgebäuden, von Gemeindezentren, die unter Umständen gar keinen ausgewiesenen Gottesdienstraum mehr hatten. Doch in den letzten Jahren hat sich in dieser Hinsicht eine Korrekturbewegung vollzogen, die ich für eine sehr verheißungsvolle Entwicklung halte. Das Besondere eines Kirchengebäudes ist, dass man hier aus dem Rhythmus des Alltags herauskommt – Entschleunigung nennt man das heute, Verlangsamung; hier bietet sich eine Aura, die die Begegnung mit Gott fördert, die eine Begegnung mit dem Heiligen möglich macht.

Es ist kein Zufall, dass auch die kleineren Dorfkirchen Kirchtürme haben, die die Horizontale mit der Vertikalen verbinden. Sie zeigen ein Orientierungsangebot an, das hinausreicht über

das, was wir uns selber sagen und klar machen können. Irgend etwas davon spüren auch diejenigen Menschen, die das Kirchengebäude vor allem von außen und nur selten von innen anschauen. Als Kirche sind wir gut beraten, wenn wir mit diesen Gefühlen und Einstellungen der Menschen achtsam umgehen und uns nicht einbilden, wir könnten kirchliche Planung am Reißbrett entwickeln.

Ich werde es nie vergessen, wie mir der damalige Superintendent des Kirchenkreises Prenzlau, Klaus-Heinrich Kanstein, beim ersten Besuch, den ich noch vor meinem Amtsantritt als Bischof dort machte, die Situation seines Kirchenkreises schilderte. Er legte mir die Zahl der Kirchengebäude sowie die Zahl der Gemeinden dar und sagte: Wenn wir jetzt am Reißbrett kirchliches Leben im Kirchenkreis Prenzlau zu entwickeln hätten, dann könnten wir an die strategisch richtigen Stellen drei Gemeindezentren platzieren, mit ausreichend großen Parkplätzen drum herum. Dort könnten die Menschen aus der jeweiligen Region sich am Sonntagvormittag treffen. Die Frage ist: Würden sie denn dann kommen? Die Antwort heißt: Nein – weil für sie Kirche verbunden ist mit der Beheimatung am eigenen Ort, zentriert um den Kirchturm, der zu diesem Ort gehört.

Das ist so und das hat auch sein Gutes; nur müssen die Menschen dann auch bereit sein, ihren Beitrag dazu zu leisten, dass kirchliches Leben am Ort tatsächlich stattfindet. Sie können nicht erwarten, in einer solchen Form einfach nur kirchlich versorgt zu werden. Das ist auch nicht der Fall. Es gibt viele, die zum Geschehen in ihren Kirchen beitragen und beispielsweise für den Schmuck und das Sauberhalten der Kirche sorgen oder bei der Instandhaltung mit ihrer eigenen Hände Arbeit helfen. Wir haben Grund zur Dankbarkeit für die vielen positiven Ansätze. Sie können und müssen weiter entwickelt werden.

**Wie schätzen Sie auf längere Sicht die Entwicklung der Kirchenmitglieder ein?**

Wir leben in einer Region, in der sich die deutsche Wohnbevölkerung insgesamt in den nächsten Jahren rückläufig entwickeln wird. An der Überalterung der Wohnbevölkerung in unserer Region hat die Kirche sogar überproportional Anteil – aus Gründen, die noch mit der Entwicklung in der Zeit der DDR zusammenhängen. Deswegen muss man realistisch damit rechnen, unsere missionarischen Bemühungen eingerechnet, dass die absolute Zahl der Gemeindeglieder nicht steigen, sondern eher

noch ein ganzes Stück weit zurückgehen wird.

### ... und auf ganz Deutschland bezogen?

Auch auf ganz Deutschland bezogen gilt das. Sie wissen, dass wir die Wohnbevölkerung nicht einmal dann in den nächsten Jahrzehnten aufrecht erhalten werden, wenn wir mit einer erheblichen Zuwanderung rechnen. Und Sie wissen auch, dass wir es bei dieser Zuwanderung nicht gerade mit zuwandernden Protestanten zu tun haben werden. Insofern ist auch in Deutschland insgesamt mit einem zahlenmäßigen Rückgang zu rechnen. Um so wichtiger ist es, dass wir dann in der künftigen Gesell-

schaft, die religiös pluraler sein wird, eine selbstbewusste evangelische Kirche und selbstbewusste evangelische Gemeinden haben. Es gibt überhaupt keinen Grund zur Resignation; die skizzierte Entwicklung enthält vielmehr eine Herausforderung für alle, die zur evangelischen Kirche gehören, selbstbewusst ihren Glauben mit anderen zu teilen und Mitmenschen zu helfen, ein neues Verhältnis zur Kirche und zur Gemeinde zu entwickeln. Das ist die Perspektive, unter der man diese Entwicklung anschauen muss. Und für diese Perspektive sind neue Ansätze von Gemeindebildung und Gemeindeaufbau ein unglaublich wichtiger Vorgang.

Es gibt etliche Beispiele dafür, dass Kirchenbau langfristig gemeindebildend wirkt. Auch deshalb ist es unsere Absicht, dort zu helfen, wo Gemeinden allein zu schwach sind, ihre Kirchen zu erhalten. Denn wo der Kirchturm in den Dörfern nicht mehr präsent ist, da ist Kirche oft auch als Institution nicht mehr präsent.

Ich habe ebenso wie Sie wahrgenommen, dass sich um die Instandsetzung einer Kirche tatsächlich vielfach Prozesse des Gemeindeaufbaus herumrankten, dass für manche der Beteiligten das Mittun eine wirkliche Erstbegegnung mit dem Inhalt dessen ist, wofür Kirche steht. Und ich freue mich darüber sehr; wo immer ich kann, mache ich zu solchen Entwicklungen Mut.

Oft sind es tatsächlich Menschen, die der Institution Kirche fern stehen, die sofort protestieren und aktiv werden, wenn »ihrer« Kirche im Dorf möglicherweise das Aus droht. Das Gotteshaus ist eben auch Symbol für Heimat, Geborgenheit. – Die Gebäude stammen aus einer Zeit, als Kirchengemeinde und politische Gemeinde deckungsgleich waren, als die gesamte Gesellschaft auch zum Unterhalt beigetragen hat. Inwieweit kann man »die Gesellschaft« heute für den Erhalt der Kirchengebäude in die Verantwortung nehmen?

Das geschieht ja faktisch. Es gibt ein verbreitetes Bewusstsein dafür, dass das Kirchengebäude ein öffentliches Gebäude ist in einer Weise, die über seine kirchliche Funktion hinausweist. Öffentliches Gebäude ist es schon als Ort des Gottesdienstes, weil der Gottesdienst ein öffentliches Geschehen ist; die Glocken laden zum Gottesdienst ein und machen damit den öffentlichen Charakter des Gottesdienstes ganz eindeutig klar. Es ist ein ortsbildprägender Bau, der eng verflochten ist mit der Ortsgeschichte. Die Jubiläen des Dorfes hängen ganz oft mit den Ursprungsdaten von Kirchen zusammen. Alle Höhen und Tiefen in der Ortsgeschichte wie in der persönlichen Biografie sind eng mit dem Kirchengebäude verbunden.

Eine öffentliche Beteiligung an den Kosten, die mit der Instandhaltung von Kirchen verbunden sind, hängt oft ganz eng mit den Aktivitäten der Fördervereine zusammen. Sie sind ja keineswegs deckungsgleich mit den jeweiligen Kirchengemeinden. Oft werden sie sogar mehrheitlich von Menschen mitgetragen, denen das Kirchengebäude wichtig ist, auch wenn sie nicht zur Kirchengemeinde gehören. Alles, was an Spenden- und Sponsorenmitteln auf diese Weise mobilisiert wird, ist ein Beitrag der Öff-



Ruine der Dorfkirche Flieth (Landkreis Uckermark) |



Architekturbüro im Dachgeschoss der Dorfkirche von Netzeband |

fentlichkeit, ein gesellschaftlicher Beitrag zur Instandhaltung der Kirchen. Es kommt dazu, dass das Land Brandenburg sich ganz bewusst zu der Aufgabe bekannt hat, hier einen erheblichen finanziellen Beitrag zu leisten. Ich bin zuversichtlich, dass auch unter den jetzigen sehr schwierigen Zeiten die Zusage eingehalten wird, dass die Mittel für die Instandhaltung von Kirchengebäuden, die im Staatskirchenvertrag enthalten sind, weiter gezahlt werden.

**Nun ist das Land Brandenburg gerade für ein Jahr aus der Finanzierung des Brandenburgers Doms ausgestiegen ...**

Das Land Brandenburg ist wegen des Haushaltsausgleichs 2003 für ein Jahr aus einem Teil dieser Mittel ausgestiegen. Diese Mittel sind aber nicht aufgegeben, sondern sind gestundet. Diese Stundung ist ausdrücklich mit der Vereinbarung verbunden, dass der Vertrag weiterhin gilt und vom Jahre 2004 an auch wieder planmäßig bedient wird.

Größere Sorgen macht mir verglichen damit die Tatsache, dass der Bund aus dem Programm »Dach und Fach« ausgestiegen ist – und zwar in einer Weise, die für mein Verständnis von vollkommen illusionären Vorstellungen darüber ausgeht, wie lange die Nachho-

laufgabe der Instandsetzung von Kulturdenkmälern im Osten Deutschlands dauert – als eine nationale Aufgabe.

**Der Förderkreis Alte Kirchen hatte in dieser Angelegenheit einen Briefwechsel mit der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, Frau Christina Weiss. Sie ließ uns mitteilen, dass sie davon ausgehe, die flächendeckende Verbesserung der kulturellen Infrastruktur in den neuen Ländern sei bereits erreicht und verwies auf die Kulturhoheit der Länder.**

Die Begründung, dass solche Instandsetzungen nach dem föderalistischen Prinzip der Bundesrepublik nicht Bundesangelegenheit sein können, verkennt vollständig, dass der Ausgleich der Differenz zwischen den westlichen und den östlichen Bundesländern insgesamt eine nationale Aufgabe ist und nicht nur eine föderale. Zu der noch immer bestehenden Ungleichheit der Lebensverhältnisse gehört auch, dass die kulturellen Manifestationen der Geschichte im Osten Deutschlands in der Zeit der DDR in weiten Teilen stiefmütterlich bis fahrlässig behandelt worden sind. Das auszugleichen, ist eine Gemeinschaftsaufgabe und nicht nur Aufgabe der einzelnen Bundesländer. Des-

wegen kann ich mich auch nicht damit einverstanden erklären, dass nur noch Mittel für herausragende Kulturdenkmäler zur Verfügung stehen sollen, für sogenannte kulturelle Leuchttürme. Für die kulturelle Infrastruktur eines Landes kommt es nicht nur auf die Leuchttürme an, sondern – um im Bild zu bleiben – auch auf die Befahrbarkeit der Wasserstraßen.

**Wie weit lassen sich, wenn wir eine gesellschaftliche Mitverantwortung für die Erhaltung von Kirchengebäuden einfordern, daraus resultierende Nutzungserweiterungen rechtfertigen? Wie weit können Gemeinden sich gegenüber Kommunen, Fördervereinen, aber teilweise auch für kommerzielle Nutzungen öffnen? Was ist möglich über die Konzerte und Ausstellungen hinaus, die vielerorts bereits stattfinden.**

Die Konzerte und Ausstellungen zeigen, dass eine Mehrfachnutzung von Kirchengebäuden nicht nur akzeptabel, sondern auch gewünscht ist. Es handelt sich dabei um eine alte Tradition der Kirchengebäude und nicht etwa um etwas, das aus der Not unserer Gegenwart geboren ist. Für frühere Zeiten gilt noch viel mehr als für die Gegenwart, dass der Kirchenraum oft der einzige öffentliche

Veranstaltungsraum gewesen ist, ein Ort des Austauschs von Nachrichten, ein Ort des lebendigen Gesprächs. In unserer Gegenwart ist diese Funktion auf eine sehr eindrucksvolle Weise wiederbelebt worden. Gerade in der Wende des Jahres 1989 ist den Kirchengebäuden eine wichtige öffentliche Funktion zugewachsen, die vom Gottesdienst ausging – Friedensgebete waren der Ausgangspunkt. Eine erweiterte Nutzung, die mit dem gottesdienstlichen Geschehen vereinbar ist und damit nicht im Widerspruch steht, schließt ganz vielfältige Möglichkeiten ein. Auch über Konzerte, Lesungen, Ausstellungen hinaus bin ich und ist unsere Kirche gegenüber der Nutzung von Kirchengebäuden zu außerkirchlichen Zwecken sehr aufgeschlossen. Wir haben eine Handreichung entwickelt, in der Gesichtspunkte dafür dargestellt sind, was möglich ist und was nicht. Je klarer die gottesdienstliche Bestimmung des Kirchengebäudes praktiziert wird, desto offener kann man für zusätzliche Nutzungen sein. Auch unter diesem Gesichtspunkt bin ich sehr besorgt, wenn in einer Kirche nur noch alle sechs Wochen oder seltener Gottesdienst gefeiert wird – weil dann immer mehr ins Unklare rückt, wofür sie eigentlich steht. Wenn dagegen regelmäßig Gottesdienst stattfindet und darüber hinaus zusätzliche Veranstaltungen Raum erhalten, dann hat niemand einen Zweifel daran, was die primäre Aufgabenbestimmung dieses Gebäudes ist.

Bei kommerziellen Nutzungen gibt es ganz sicher Grenzen; diese sind bei Dorfkirchen vielleicht nicht einmal so naheliegend wie bei Stadtkirchen, wo die Begehrlichkeit, die Kirche als »Location« für problematische Zwecke zu nutzen, viel weiter verbreitet ist. Man muss in solchen Fällen auch den Mut haben, nein zu sagen. Eine weite Nutzung hält man nur durch, wenn man auch bereit ist, an bestimmten Stellen Grenzen zu ziehen. Ängstlich jedoch braucht man innerhalb dieser Grenzen nicht zu sein.

**Die beiden umstrittensten Punkte in der von Ihnen angesprochenen Orientierungshilfe betreffen ja das Selbstverständnis der Kirche: nichtkirchliche Trauerfeiern und nichtkirchliche Eheschließungen. Nun machte kürzlich eine Gemeinde von sich reden, die standesamtliche Trauungen in ihrer Kirche anbietet will und sich dadurch finanzielle Einnahmen erhofft. Wie steht die Landeskirche dazu?**

Fangen wir bei dieser zweiten Frage an: Es ist vollkommen eindeutig, dass diese Gemeinde für eine solche Nutzung ihrer Kirche keine Billigung der Kirchenleitung oder des Konsistoriums erhalten wird. Das Standesamt ist das Standesamt; es ist eine staatliche Einrichtung – und die Kirche ist die Kirche. Ganz unabhängig von der Frage, wie viel Geld es dafür gibt, ist genau hier eine Grenze zu ziehen. Wer die Kirche zum Ort der standesamtlichen Trauung macht,

dazu noch in Fällen, in denen eine kirchliche Trauung gar nicht vorgesehen ist, der setzt auf Beliebigkeit und missachtet, was Kirche eigentlich ist.

Für weltliche Beisetzungsfeste gilt im Prinzip das gleiche. Natürlich werden wir im Einzelfall Trauernde nicht im Regen stehen lassen und ihnen gegebenenfalls »Asyl« im Kirchengebäude geben. Aber prinzipiell haben wir in unserer Handreichung auch dies ausgeschlossen.

**Schließlich die Frage, die an das Schmerzlichste rührt: Wie sieht es mit der endgültigen Aufgabe von Kirchengebäuden aus, mit Verkauf, Verpachtung und – als ultima ratio – dem Abbruch von Kirchengebäuden?**

Da haben wir eine eindeutige Prioritätenliste: Wenn wir uns wirklich von einem Kirchengebäude trennen müssen und sich auch keine andere christliche Religionsgemeinschaft findet, die es in ihre Trägerschaft übernimmt, dann sollte zumindest versucht werden, es für eine öffentliche Nutzung zu erhalten. Denn das waren und sind Kirchen ja immer gewesen: öffentliche Räume. Erst dann kann eine Abgabe, z. B. an Private, erwogen werden. Und im Einzelfall muss vielleicht auch über einen Abbruch nachgedacht werden. Aber so wie es bisher gelungen ist, eine solche Erwägung auf seltene Ausnahmefälle zu beschränken, so soll das auch in Zukunft bleiben.

Jedes Pfarramt ist eine

# Kircheneintrittsstelle

Darüber hinaus finden Sie Kircheneintrittsstellen  
im Berliner Dom, Berlin-Mitte, Telefon (030) 20 45 11 00,  
in der Kirche zum Heiligen Kreuz, Berlin-Kreuzberg, Telefon (030) 20 45 11 02 und  
in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, Berlin-Charlottenburg, Telefon (030) 20 45 11 01

Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz  
Info-Telefon (030) 24 34 41 21  
[www.ekbo.org](http://www.ekbo.org)

Eintreten –  
damit Weite in Ihr Leben kommt



Anzeige

Bernd Janowski

## Kirchenbau als Gemeindearbeit

Der Förderkreis Alte Kirchen der Luckauer Niederlausitz



Dorfkirche Riedebeck |

Die spätromanische Feldsteinkirche in dem kleinen Dorf Riedebeck ist ein imponierender Bau. An den gewaltigen Westturm schließen sich das Schiff, der etwas schmalere Chor sowie die halbrunde Apsis an – die Fachleute sprechen von einer »vollständigen Anlage«.

Im Zuge von Restaurierungsmaßnahmen wurden um 1960 mittelalterliche Wandmalereien entdeckt. Dies nahm man zum Anlass, den gesamten Innenraum auf seine ursprüngliche mittel-

terliche Gestalt zurückzuführen. Jüngere Ausstattungsstücke, darunter ein barocker Taufengel, wurden entfernt und an eine andere Gemeinde gegeben. Leider geschah dieser Umbau an der Gemeinde vorbei, die kein »Museum«, sondern einen Andachtsraum für die sonntäglichen Gottesdienste brauchte und sich in ihrer Kirche dann nicht mehr so recht zu Hause fühlte.

Als nach 1990 das marode Kirchendach eine neue Deckung erhielt, wurde

das einzig verbliebene Ausstattungsstück, ein spätgotischer Schnitzaltar, zerlegt und zu seinem Schutz mit einer Folie verhüllt. Ihn wieder auspacken, fehlte dann wohl der Gemeinde die Kraft und der Wille.

Den fast vergessenen Altar wieder aufzustellen, war eines der ersten Ziele eines Vereins, der sich im Sommer 2002 zusammenfand. Der »Förderkreis Alte Kirchen der Luckauer Niederlausitz« will Aktivitäten zur Erhaltung und Nutzung von Kirchenbauten rund um die Stadt Luckau bündeln, um so besser Spendenmittel einwerben und Sponsoren gewinnen zu können. Annegret Gehrmann, Pfarrfrau und studierte Stadtplanerin, ist eine der Initiatoren des Vereins. Sie berichtet, dass in ihrer Region zwar keines der Gotteshäuser mehr akut im Bestand gefährdet ist, jedoch an jedem Gebäude dringende Reparaturarbeiten auszuführen seien. Ihr Mann, Frank Gehrmann, ist Pfarrer in Langengrassau und betreut inzwischen zwölf Gemeinden mit ebenso vielen Kir-

Annegret Gehrmann |





Innenraum der Bornsdorfer Kirche |



Gotischer Schnitzaltar in Riedebeck |

chengebäuden. Die Situation seiner Kollegen in der Region ist ähnlich. Neben den seelsorgerischen Aufgaben und der Verwaltungsarbeit bleibt da für den Kirchenbau nur noch wenig Zeit. Die kleinen Gemeinden sind mit diesem Problem ebenfalls überfordert, und es wird immer schwieriger, Fördermittel für dringende Reparaturen zu bekommen.

Genau hier will der Verein helfen. Er initiierte die Sicherung und Wiederaufstellung des Riedebecker Altars und trug wesentlich zur Finanzierung bei. Für Annegret Gehrmann ist Kirchenbau auch Gemeindegarbeit. Mit seinen Aktivitäten, die sich nicht nur auf Baufragen beschränken, will der Förderkreis Zeichen der Hoffnung in einer Region setzen, die von hoher Arbeitslosigkeit und sozialen Problemen betroffen ist. Ein gemeinsamer Veranstaltungskalender der Ge-

meinden wurde erarbeitet. Benefizkonzerte, Vorträge und Exkursionen finden statt. Eine CD innerhalb der Reihe »Historische Orgeln der Niederlausitz« ist in Planung. Dorfkirchen werden als Kulturorte im besten Sinne des Wortes verstanden.

Eines der nächsten Projekte des Förderkreises Alte Kirchen der Luckauer Niederlausitz ist die Restaurierung des Innenraumes der Dorfkirche von Bornsdorf. Nach einer 1993 vom Kirchlichen Bauamt ausgesprochenen Sperrung wegen Einsturzgefahr konnten das Dach und die Außenhaut instand gesetzt werden. Weiterhin gefährdet ist jedoch die bemerkenswerte Ausstattung der Bornsdorfer Kirche: Die reich verzierte und ursprünglich von einem Pelikan bekrönte Kanzel stammt aus dem Beginn des 18. Jahrhunderts. Der

Altaraufsatz und die kelchförmige Taufe aus Sandstein zeigen die Formen des frühen Barock und wurden, laut Inschrift, im Jahre 1730 überarbeitet. Seitlich vor dem Altar knien zwei lebensgroße Sandsteinfiguren in der Tracht des frühen 17. Jahrhunderts, vermutlich ein Herr von Wolffersdorf und seine Frau. Hinter dem Altar finden sich, gerahmt von ionischen Säulen, die Stifterbildnisse des Caspar Sigismund von Langen und seiner Gemahlin Anna Emilia. Herr von Langen ließ um 1730 die Ausstattung der Bornsdorfer Kirche entscheidend erneuern. Auf den ersten Blick scheint sich seitdem nicht viel verändert zu haben – und genau dies ist das Problem. Gegenwärtig bemüht sich der Verein um Finanzmittel für ein Gesamtkonzept zur Restaurierung des Kirchenraumes.

## Musik in den Kirchen der Luckauer Niederlausitz 2004 (Auswahl):

**8. Mai 2004 um 14 Uhr** · Langengrassau:  
Eröffnung des »Dorfkirschensommers Brandenburg 2004« mit dem Niederlausitzer Kammerensemble; anschl. Kaffeetafel und Möglichkeiten zur Begegnung im Gemeindezentrum »Pfarrscheune Langengrassau«

**28. Mai 2004 um 21 Uhr** · Golßen:  
»Nachtmusik« mit Werken von Mozart, Volkmann u.a.; Ausführende: Schmöckwitzer Kammerorchester

**6. Juni 2004 um 16.30 Uhr** · Langengrassau:  
Irish Folk Music mit Max McColgan und Co.

**5. September 2004** · Waltersdorf:  
Orgelkonzert mit KMD M. Passauer, Brandenburg/Havel aus Anlass des 210-jährigen Jubiläums der Clauinig-Orgel von 1794

**Kontakt:** Annegret Gehrmann  
Kirchstr. 1 · 15926 Langengrassau · Telefon (03 54 54) 3 93

Michael Jahn

## Jetzt kennt man Neuendorf wieder

### Der Wiederaufbau der Dorfkirche in Potsdam-Neuendorf

Es war lange ein gänzlich unbekannter Winkel im Südosten der Stadt Potsdam: Der Anger von Neuendorf sollte eigentlich schon zu DDR-Zeiten beim Bau einer Schnellstraße vollends verschwinden – und mit ihm die ruinöse Dorfkirche. Aber schon damals machten sich die Neuendorfer »Ureinwohner« erfolgreich stark für die Veränderung der Trassenführung und damit die Bewahrung eines der letzten Relikte jenes schon 1375 erwähnten Bauern- und Fischerdorfes, dessen Name bereits 1907 bei der Fusion mit der friderizianischen Weberkolonie Nowawes »offiziell verschwunden« war. Dass heute Neuendorf nicht nur in den Medien wieder weithin präsent ist – ja sogar auf Zeitungstitelseiten – verdankt es dem 1998 gegründeten Förderverein »Alte Neuendorfer Kirche und Neuendorfer Anger e.V.« und dem wiederaufgestellten Gotteshaus.

Schließlich ist die Kirche, 1850/52 aus gelbem Backstein errichtet, ein architekturgeschichtliches Unikat: der einzige Zentralbau unter dem Kranz von Kirchen, mit denen König Friedrich Wilhelm IV. die Stadt Potsdam umgab. Schon 1844 hatte der gekrönte »Hobby-Architekt« solch neugotisches Achteck nach dem Vorbild der Kölner St.-Gereons-Kirche skizziert, als die Neuendorfer Gemeinde ihren königlichen Patron um Ersatz für ihre marode Fachwerkkirche bat. Dieser Entwurf diente dann Bauinspektor Ziller als Muster für die Baupläne. Auch Stüler, der führende preußische Architekt jener Zeit, hatte seinen Anteil an dem Bauwerk: Auf seinen Vorschlag hin erhielt das flachgedeckt projektierte Kirchlein ein steinernes Sternrippengewölbe, bemalt mit goldenen Sternen auf blauem Grund, weil die Preise für Mauersteine derzeit probat gesunken waren.

Der Einsturz jenes Gewölbes 1979 schien das Ende des Bauwerks zu besiegeln, dem man schon 1975 das Dach abgenommen hatte und das 1978 in städtisches Eigentum übergang. Zwar war das Achteck nicht im Zweiten Weltkrieg durch Bombentreffer zerstört worden wie die große Bethlehemkirche, die 1898–99 für die angewachsene Neuendorfer Gemeinde auf dem Anger nebenan entstanden war. Aber Schäden genug hatte das Bauwerk erlitten, die den Verfall einleiteten.

Der aber konnte nahezu wunderbarerweise doch gestoppt werden. Es begann mit dem Kampf der Theologin Gisela Opitz in der Stadtverordnetenversammlung um die Neugestaltung des Neuendorfer Angers im Jahre 1998. Das leere Stadtsäckel gab zwar nichts her, aber das Presseecho und spontane Aufrufe führten in eine Bürgerinitiative zur

*Blick in den Innenraum (1998), Foto: S. Kubiziel* |



Gründung des Fördervereins mit Frau Opitz als Vorsitzender. »Der Wiederaufbau unserer Kirche, den wir nach einem entsprechendem Vertrag mit der Stadt begannen, wurde geradezu ein Selbstläufer«, schwärmt die Pfarrerswitwe.

Die einzigen staatlichen Gelder für den Wiederaufbau des Oktogons waren 200.000 Euro aus dem Programm städtebaulicher Denkmalschutz-Städtebauförderung. Dafür wurden Dachstuhl nebst Laterne und Dachhaut aufgebracht. Alles andere geht auf Sponsoren und Spender zurück. Roland Schulze, Chef der gleichnamigen Potsdamer Baudenkmalpflege GmbH, wusste alle seine Beziehungen einzusetzen. Als man zum Beispiel nach dem Aufsetzen des Daches feststellte, dass der Raum ein allzu steiler, schwer heizbarer Schlauch geworden war, konnte sogar eine Entscheidung für die Wiederherstellung des alten Gewölbes fallen. Denn Schulze stand sich nicht nur gut mit der örtlichen Denkmalpflege, sondern auch mit dem Stukkateur im Ruhestand Rudolf Moisl. Und der vermochte während des heißen Sommers 2003 das Rippengewölbe in Rabitztechnik zu rekonstruieren – ohne Architektenhilfe, allein aus reicher Berufserfahrung heraus. Dabei arbeitete er mit dem Maurermeister und Vereinsmitglied Friedrich Wilhelm Franke zusammen, einem

»rüstigen Rentner auf dem Baugerüst«, wie die Potsdamer Neuesten Nachrichten einen Bericht betitelten. »Unsere Kirche besteht sowieso aus lauter Meisterstücken«, berichtet Frau Opitz stolz. Mit Kreuz und Knauf der Turmspitze als Meisterstück des Klempners Mathias Sandkamp begann es, die Kanzel und die Kirchtür mit ihren gotischen Blenden dienten jeweils zwei Tischlern – Herrn Schlüfter bzw. Herrn Groß – ebenso zur Meisterprüfung. Hier weist die Vereinsvorsitzende gern auf das »Netzwerk« der beteiligten Unternehmen hin – denn die Firma Grünberg, die den Dachstuhl aufsetzte, zahlte für die Tür das Holzmaterial wie auch die Arbeitszeit des qualifizationswilligen Tischlers.

Spender und Sponsoren sind weiterhin nötig für die Fertigstellung des Gotteshauses – während die kleinen Fenster der unteren Reihe schon allesamt ihre Stifter für je 1.000 Euro gefunden haben, harren die meisten der oberen großen noch der Verglasung. Auch die goldenen Sterne der Gewölbeausmalung kann man – je nach Größe für 111 bis 444 Euro – persönlich erwerben. Die Idee der »Sternpatenschaften« ist zwar nicht neu, sondern aus Neuhausen abgesehen – aber durchaus erfolgreich. An den ersten drei Adventssonntagen 2003 konnten die Sternpaten auf einem

eigen gezeimerten Gerüst emporsteigen, um »ihre« goldene Spende auch zu signieren. Von den rund 1.000 Sternen sind derweil schon 700 verkauft – »überwiegend an alteingesessene und ehemalige Neuendorfer«, schmunzelt Frau Opitz, »aus dem alten Nowawes nördlich der Bahnlinie kam kaum etwas!« Auch die Schlangen der Wandheizung als Spende der Firma Rudski sind bereits verlegt, soll doch der Raum derweil mit Erdwärme geheizt werden.

Als zu Weihnachten 2002 nach 103 Jahren erstmals wieder Gottesdienst im Rohbau der Kirche gehalten wurde, war der Raum nahezu überfüllt. »Die Menschen fühlen sich wohl in dieser spirituellen Atmosphäre«, resümiert die Vereinsvorsitzende. Jedenfalls – jetzt kennt man den Namen Neuendorf wieder, und wenn nach fertiger Rekonstruktion das Bauwerk dann »als Zeugnis bürgerschaftlichen Engagements für alle offen steht« und vielfältigen kulturellen Aktivitäten und kirchlichen Veranstaltungen Raum bietet, wird das wohl auch so bleiben.

#### Informationen:

Gisela Opitz  
Schulstraße 3  
14482 Potsdam  
Telefon (03 31) 70 51 47

*Blick in den »Sternenhimmel« (Dezember 2003), Foto: S. Kubiziel |*



## Susanne Gloger

### Feste Feiern für Bölzke

#### Zwei Vereine helfen einer Kirche



Dorfkirche in Bölzke

Die Gründung des Vereins »Bunte Wiese Langnow e. V.« im Jahr 1995 war ein Glücksfall für das Fachwerkkirchlein in Bölzke. Der rührige Vorsitzende Franz Wede suchte geeignete Räume für kulturelle Aktivitäten, die die Menschen an die Region binden und gleichzeitig eine Identifikationsmöglichkeit bieten. Die denkmalgeschützte Kirche, seit langer Zeit ungenutzt und dem Verfall preisgegeben, konnte 1997 zur Verwirklichung der Vereinsziele gepachtet werden. Gleichzeitig organisierten sich Bölzker Bürger: Eine Initiative zur Dorfentwicklung entstand, die 725-Jahresfeier sollte begangen werden. 1998 wurde der »Förderverein zum Erhalt der Bölzker Kirche e.V.« gegründet, dessen Zielsetzung eine lebendige Mitte – eben die Kirche im Dorf – ist. Beide Vereine kamen einhellig zu dem Ergebnis, wie diese Vorhaben am besten zu erreichen sind: Feste Feiern für Bölzke!

Es gelang, sich in der renommierten Kulturreihe »Prignitz-Sommer« zu etablieren und damit überregionale Bekanntheit für Bölzke zu erreichen.

Und es lohnte sich: Im ersten Jahr konnten drei Ensembles gewonnen werden, die das Dorfjubiläum in ein mittelalterliches Markttreiben mit Bauernolympiade verwandelten. In der Kirche hingen Bilder von Gunnar Müller, einem hier ansässigen Maler.

1999 erhielt Bölzke den Förderpreis der Initiativen für Brandenburgische Dorfkirchen.

Zum 175jährigen Bestehen der Kirche, gewürdigt mit einer Ausstellung zur

Dorfgeschichte, kam einem Bölzke italienisch vor. Eine Compagnie der Commedia dell'Arte, Gaukler und Tanz bis ins Morgengrauen begleiteten einen geradezu südlichen Abend.

Im folgenden Jahr hatte die Bölzker Glocke ihr Jubiläum, das mit Holzschnitten und Objekten der Berliner Künstlerin Elena Olsen, einem Kammerkonzert sowie Schillers Glocke, von Bölzker Schülern vorgetragen, in der Kirche gefeiert wurde.

Die schweißtreibende Aktion »Ein Eichenwald für die Bölzker Kirche«, bei der 12000 Eichen nebst Böschung unter der Anleitung von Revierförster Helm gepflanzt wurden, brachte ein erkleckliches Süssmchen ein.

Pfälzer Wein als Kulturpflanze und Getränk in Bölzke zu etablieren, dieser Versuch bot Anlass für ein rauschendes Fest »Bacchus in Bölzke« mit fröhlicher Klezmermusik.

Im vergangenen Jahr war der Höhepunkt das Kürbisfest mit einer Ausstellung von Schülerarbeiten und der Krö-



Ausstellung zur Dorfgeschichte im Kirchenraum

nung einer Kürbiskönigin. Der schönste aller eingelieferten Kürbisse wurde prämiert und erfreute nach seiner Versteigerung mit bizarrem Wuchs und imposanter Größe eine Berliner Galerie.

Bei allen Aktivitäten wird deutlich, wie schwer es kleinen Vereinen und damit letztlich wenigen Personen fällt, hochkarätige kulturelle Veranstaltungen zu bewältigen, um damit einen finanziellen Überschuss für Sanierungsarbeiten an der Kirche zu erwirtschaften. Stets stellt sich die Frage, ob der Balanceakt zwischen Kunst und Kommerz zugunsten der Kirche ausgeht und in einem vernünftigen Verhältnis zu den Kräften der Veranstalter steht. Neben

den großen Feierlichkeiten werden ja auch Oster- und Maifeuer, Erntedankfeste und Adventsfeiern organisiert.

Die nicht gerade großen Summen, erarbeitet in freudigem Ehrenamt und ergänzt durch Sachspenden wurden gesammelt, um als Eigenmittel für die Dachsanierung im Programm »Dach und Fach« eingestellt zu werden. Nach des-

sen ersatzloser Streichung fragt es sich, ob diese Art, auf einen Ort aufmerksam zu machen, Strukturen zu errichten und eine Kirche in der Mitte des Dorfes zu erhalten, noch funktionieren kann. Wir werden trotz dieser frustrierenden Situation nicht aufgeben, der Termin zur nächsten Radtour um die Bölzker Kirche steht schon fest.

- **Radtour um die Bölzker Kirche** am 15. Mai 2004
- **Kürbisfest** am 25. September 2004
- **Adventsfeier** mit Kuchenbüfett am 5. Dezember 2004

**Weitere Informationen über:**

Franz Wede  
Blumenthaler Weg 6 · 16928 Boddin  
Telefon (0 33 95) 30 70 20



## Der berührungslose Glockenantrieb – Die sanfte Alternative

- Besonderheiten**
- Sanftes Anläuten und schonendes Läuten durch Ausbildung eines Magnetfeldes
  - Ruckfreies Gegenstrombremsen
  - Wegfall sämtlicher mechanischer Übertragungseinrichtungen (Ketten, Seile, Seilräder, Ritzel)
  - Geringer Platzbedarf
  - Antriebe für Glocken bis 6000 kg

**Glockentechnik & Turmuhren** · Dipl.-Ing. **Wolfgang Schmidt** · [www.schmidt-glockentechnik.de](http://www.schmidt-glockentechnik.de)

Randolfstraße 14 · 12524 Berlin · Tel. (0 30) 6 73 12 23 · Fax (0 30) 6 73 51 11 · [info@schmidt-glockentechnik.de](mailto:info@schmidt-glockentechnik.de)



Anzeige

Karin Göbel

## Gottesdienst und Sommerkino

### Die Sicherung der Kirchenruine in Lichtenberg

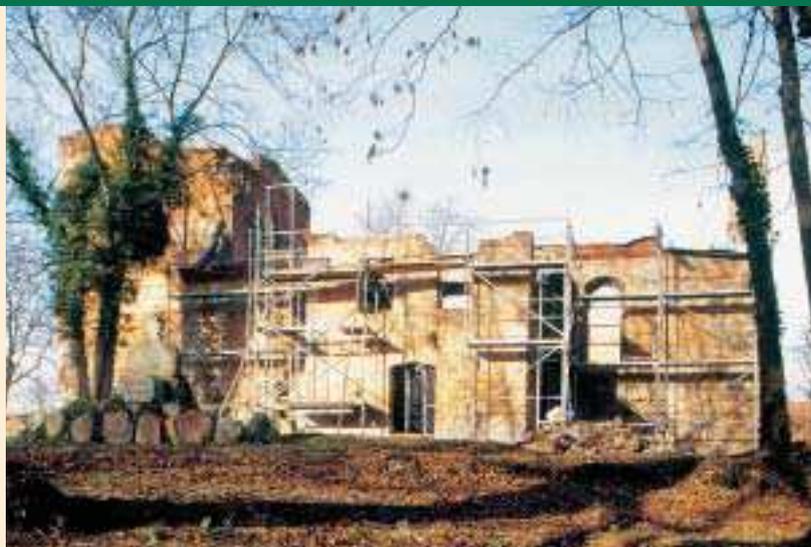


Bild links: Dorfkirche Lichtenberg, ca. 1920, Foto: privat Bild oben: Ruine der Lichtenberger Kirche, Herbst 2003

Nahe Frankfurt/Oder liegt auf einer kleinen Anhöhe die Ruine der Lichtenberger Dorfkirche. Seit gut zwei Jahren ist sie aus ihrem fast 60 Jahre währenden Dornröschenschlaf erwacht.

Noch in den letzten Kriegstagen war der im Kern frühgotische Feldsteinbau erheblich zerstört worden, in den 1950er Jahren stürzte der Dachstuhl ein – Trümergestein wurde zum Wiederaufbau anderer Häuser im Dorf genutzt. Über Jahrzehnte diente das gegenüber liegende Gemeindehaus als Gottesdienstraum. Im Jahr 2000 gewann die neue Pfarrerin Katharina Falkenhagen zusammen mit Ortsvorsteherin Ellen Thom den »harten Kern« der evangelischen Gemeindeglieder des 400 Einwohner-Ortes für das Vorhaben, die Kirchenruine zu sichern. Das Landesamt für Denkmalpflege setzte die Lichtenberger Dorfkirche auf die Prioritätenliste. Gemeinsam machte man sich auf den beschwerlichen Weg, um über Spenden und das Förderprogramm »Dach und Fach« die geschätzte Instandsetzungssumme von einer halben Million Euro aufzubringen.

2001 begann der Arbeitseinsatz für die gemeinsame Sache, die Lichtenberger auf neue Art und Weise zusammenzumischen. Mit kleinem Bagger, mit Schubkarre, Schaufel, Säge und was sich sonst so im Werkzeugkasten fand, rückten die Dorfbewohner zu Arbeitseinsät-

zen an: Sie befreiten das Kirchenschiff vom 1,20 m hoch liegenden Bauschutt, trugen die lockeren Steine der Mauerkrone ab, stoppten den Wildwuchs. Einmal angefangen, gab es auch un erhoffte Hilfe von außen: Nachdem das Grünflächenamt eine Ausnahmegenehmigung erteilt hatte, fällte die Freiwillige Feuerwehr Frankfurt/O.-Mitte die Bäume im Kirchenraum im Rahmen einer Übung. Die Frankfurter Wasser- und Abwassergesellschaft verlegte kostenlos eine 40 m lange Wasserleitung zur Kirchenruine.

Seit dem Herbst 2003 sind die Mauerkrone des Kirchenschiffs und seiner beiden Anbauten gesichert, die Sakristei hat ein neues Dach bekommen. In der Kirche fanden bei gutem Wetter Freiluft-Gottesdienste statt – und inzwischen sogar eine Trauung. Benefizkonzerte und andere Veranstaltungen, wie der Sommerkino-Abend und das gemeindliche Herbstfest, ließen den Kirchenraum ohne Dach mehr und mehr zum Treff- und Identifikationspunkt der Lichtenberger werden.

In den Folgejahren soll der südliche Anbau, der Patronatsstuhl, ein Dach erhalten. Die Mauerkrone des Turms müssen gesichert werden, eine Art schwebendes Dach könnte dem Kircheninneren Regenschutz bieten. Und dann gibt es noch die ganz große Zukunfts-

vision: den Wiederaufbau des Turmes, in dem die letzte der ehemals drei Glocken wieder ihren angestammten Platz finden könnte. In den 1970er Jahren war sie zu Boden gestürzt; glücklicherweise machten zwei mit Sicherungsarbeiten am Turm beschäftigte Maurer gerade draußen vor dem Kirchenportal ihre Frühstückspause ... Wie durch ein Wunder blieb die Glocke bei ihrem Sturz unversehrt und hängt seither in einem hölzernen Glockenturm neben der Kirche. Jeden Abend um 18 Uhr wird sie so pünktlich geläutet, dass man die Uhr danach stellen kann.

Die Lichtenberger haben sich entschlossen, ihre Kirche im Dorf zu lassen. Sie haben dabei nicht nur Gemeinschaft gewonnen.

Ein **Sommerfest** mit Benefizkonzert findet in der Lichtenberger Kirchenruine am Sonntag, dem 13. Juni ab 14.30 Uhr statt.

**Sommernachtskino** in der Ruine gibt es am 20. und 27. August, jeweils um 21.30 Uhr.

#### **Ansprechpartnerinnen:**

Pfarrerin Katharina Falkenhagen:  
Telefon (03 35) 4 00 79 07 oder  
Ortsvorsteherin Ellen Thom:  
Telefon (03 35) 5 21 21 55

Peter Schmidt

## Rheinisch – fränkisch – brandenburgisch.

### Frühe Dorfkirchen zwischen Brandenburg und Pommern

*Dr. Peter Schmidt ist Historiker  
und z. Zt. Leiter des  
Bilderbogen-Dokumentationszentrums  
in Neuruppin.*

Wie kaum eine andere brandenburgische Landschaft ist die Uckermark reich an mittelalterlichen Sakralbauten. Rudolf Ohle, von 1901 bis 1926 Pfarrer an St. Nikolai in Prenzlau, dem wir eine der ersten umfangreicheren Untersuchungen zu den mittelalterlichen Dorfkirchen der Uckermark verdanken, erinnerten die vielen hier erhaltenen Feldsteinkirchen anfangs »in ihrer Gleichförmigkeit wie in ihrer soliden Bauart an die Stationsgebäude unserer älteren Eisenbahnen, die sich auch wie ein Ei dem anderen (ähneln) und nur in ihren Größenverhältnissen unterscheiden«. Doch beim genaueren Hinsehen ist es nicht nur die Größe, es sind auch Grundriss, Schmuckformen und charakteristische Ausbildungen an Portalen, Sockeln und Gesimsen, in denen sich die zunächst so ähnlichen Kirchen unterscheiden und zu uns sprechen.

Das einheitliche Baumaterial – der mit den Gletschern der Eiszeit nach Norddeutschland gelangte Granit – und die vorzügliche Bearbeitung dieses sich plastischer Gestaltung nur schwer öffnenden Gesteins verweisen auf eine weitgehend parallele Erbauung durch professionelle Bauhütten. Grundriss und Baudetails der Dorfkirchen aber geben Hinweise auf die Zeithorizonte eines Besiedelungswerkes,

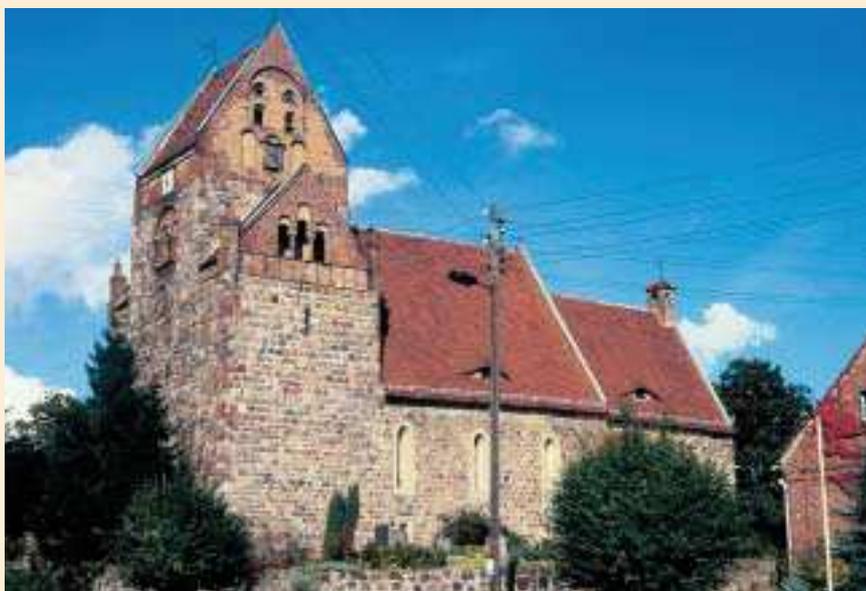
das in der heutigen Uckermark unter pommerscher Oberhoheit in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts begann und bis 1250 – als sich die brandenburgischen Markgrafen auch der nördlichen Teile bemächtigt hatten – im wesentlichen abgeschlossen war. Deutsche Siedler aus Brandenburg, Ostsachsen, dem Rheinland, Ost- und Westfalen gestalteten das einstige Land der Ukranen um. In weniger als einem Jahrhundert entstanden hier rund 350 Orte, von denen fast alle eine eigene Kirche erhielten.

Was für die Uckermark im Großen gilt, findet sich noch einmal dicht gedrängt im Kleinen beiderseits der Welse zwischen Greiffenberg und Passow. Links und rechts dieses einst unwegsamen Bruches reihen sich die unterschiedlichsten Kirchenbauten aneinander und spiegeln die Weite und Offenheit der von den Greifenherzögen initiierten Besiedlung wider.

#### **Briest**

Zu den Dorfkirchen, die sich nördlich der Welse – also in den noch bis 1250 pommersch gebliebenen Gebieten der Uckermark – herausheben, gehört das Briester Gotteshaus, eine Saalkirche mit eingezogenem Chor und westlich vorgelagertem

Turm in Schiffsbreite. Dieser Westturm mit seinem erhöhten quadratischen Mittelteil und den oberen Backsteinabschlüssen macht die Briester Kirche zu einer singulären Anlage in der Mark Brandenburg. Der außergewöhnlich aufwändige Turmabschluss – ein einst von einem Kuppelgewölbe überspannter Mittelraum und zwei mit diesem nur durch kleine Spitzbogentüren verbundene niedrigere Seitenteile – dürfte der älteren Bauhütte des Prämonstratenserklusters Gramzow zuzurechnen sein. Die Prämonstratenser hatten Gramzow bereits vor 1178 erworben. Ihre nach 1275 in Backstein erbaute Klosterkirche, von der heute nur noch Reste des imposanten Westbaues erhalten sind, dürfte kaum die erste prämonstratensische Klosterkirche in Gramzow gewesen sein. Ausgrabungen in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts brachten Formsteine zutage, die eine vollkommene Übereinstimmung mit Vergleichsstücken der im Jahre 1222 geweihten Marienkirche auf dem Harlunger Berg bei Brandenburg aufweisen und damit den Nachweis der Tätigkeit dieser Bauhütte in Gramzow erbrachten. Die prämonstratensische Bauhütte auf dem Harlunger Berg aber vermittelte nachweislich rheinisches Formengut in die Mark, ihr dürften auch die rheinischen Motive an den Briester Turmgiebeln – gestaffelte rundbogige Dreifenstergruppen, Doppelsäulchen, Rundstabfriese rechteckiger Felder wie sie ähnlich an St. Aposteln und Groß-St. Martin in Köln vorkommen – zuzurechnen sein. Aus verschiedenen kombinatorischen Überlegungen, die die Zwei-Hufen-Ausstattung der Pfarre, die geographische Lage des Ortes und den Kirchenbau selbst einbeziehen, ergibt sich für Briest eine Gründungszeit um 1200 und für die Kirche, die mit den Turmabschlüssen und dem Ornamentfries der Altarmensa noch viel spätromantisches Formengut besitzt, ein Baubeginn



| *Dorfkirche Briest, Foto: P. Schmidt*



Briest, Kreisfenster im Westturm,  
Foto: P. Schmidt

kaum später als 1240. Rechnet man etwa drei Jahrzehnte, ehe nach Gründung eines Dorfes eine massive Kirche errichtet worden ist, so wird auch auf diesem Wege das erste Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts als Gründungszeit des Ortes wahrscheinlich. Hinzu kommt, dass die Briester Kirche deutliche Merkmale besitzt, die auf die ältere niedersächsisch-westfälische Siedlungswelle zurückgeführt werden können. Auch hierfür ist der Turm das Indiz. Mit dem noch in Feldstein aufgeführten erhöhten Mittelteil und den seitlichen Satteldächern erinnert er als Ganzes an eine Reduktion des um 1150 entstandenen Westbaues des Mindener Domes im östlichen Westfalen. Und auf Westfalen könnte auch die Erwähnung des »Meyers zu Briest« in einer Gramzower Urkunde von 1288 verweisen, einer im ostelbischen Raum ungewöhnlichen, in Westfalen aber durchaus gebräuchlichen Bezeichnung des bäuerlichen Dorfoberens.

Der auffällige Westbau in Briest macht noch etwas anderes deutlich, nämlich die Wehrhaftigkeit und die Symbolik der Turmanlage. Um 1230 waren die uckermärkischen Gebiete südlich der Welse an die brandenburgischen Markgrafen gelangt. Deren Expansionsdrang war damit zwar nicht gestillt, doch er war zunächst gestoppt. Die Welse wurde nun für zwei Jahrzehnte zur Grenze zwischen Brandenburg und Pom-

mern, in eben jenem Zeitraum, für den wir die Erbauung der Briester Kirche annehmen. Briest war nordwestlich des markgräflichen Burgortes Passow das erste pommersche Dorf und im Vorfeld der Burg Zichow sicher einer wehrhaften und anspruchsvollen Anlage würdig.

Aus vorreformatorischer Zeit haben sich in der Briester Kirche noch zwei Ausstattungstücke erhalten: die schon erwähnte Altarmensa aus Backstein mit aufgemaltem Ornamentfries in spätromanischen Formen und ein qualitätvoller spätgotischer Schnitzaltar mit Maria im Mittelschrein, Szenen aus der Kindheitsgeschichte Jesu in den Flügeln und gemalten Passionsbildern auf den Außenseiten. Ende des 16. Jahrhunderts wurde die Kirche erneuert und den veränderten liturgischen Anforderungen entsprechend im Inneren umgestaltet. Die Anschaffung einer Kanzel in Renaissanceformen im Jahre 1598 betonte die Bedeutung der Predigt im nachreformatorischen Gottesdienst, ein 1600 datierter Altaraufsatz, der mit dem älteren Marienaltar zusammengefügt wurde, rückte die Kreuzigung in den Mittelpunkt der Altarbilder. Bis ins 19. Jahrhundert war auch eine Taufe im gleichen Stil in Gebrauch. Ebenso dürften die kleinen Renaissancepefeiler auf den Turmecken dieser Umgestaltung entstammen und seinerzeit auch das erste feste Gemeindegestühl in die Kirche gekommen sein. Mit all dem war eine Veränderung der Funktion der einzelnen Bauglieder verbunden; die große Bogenöffnung zwischen Turmuntergeschoss und Schiff wurde vermauert und die ehemalige Priesterpforte an der Südseite des Chores – vor die eine dann im 19. Jahrhundert zugleich als Bahrenkammer genutzte Vorhalle aus Lehmfachwerk kam – wurde zum Gemeindeportal.

#### (Verkehrt-)Grünow

Am rechten, dem südlichen und seit 1230 brandenburgischen Ufer der Welse liegt Grünow. Auch dieser Ort besitzt eine hier außergewöhnliche Kirche, denn mit seinem im Osten über dem Chor aufsteigenden Turm ist das Grünower Gotteshaus die einzige Chorturmkirche Nordostdeutschlands. Die romanische, aus sorgfältig bearbeiteten Feldsteinen erbaute Saalkirche besitzt ein Langhaus mit gerader Balkendecke, das durch einen runden Triumphbogen von dem mit Kreuzgratgewölbe versehenen Chor und der halbkreisförmigen Apsis getrennt ist. Chor und Apsis haben noch Rundbogenfenster, die jetzt vermauerten Portale an der Nord- und Südseite des Langhauses sind bereits spitz-

bogig. Im Jahre 1675 brannte die Kirche durch Blitzschlag völlig aus, die anschließende Wiederherstellung erstreckte sich über mehrere Jahrzehnte.

Die für die norddeutsche Kunstlandschaft »verkehrte« Turmstellung brachte dem Ort seit der Mitte des 17. Jahrhunderts den Namen »Verkehrt-Grünow« ein und die Volkssage nahm sich dieser hier als fremd empfundenen Kirche an. Die Sage, die allerdings erst entstanden sein kann als die Erinnerung an die Generation der Dorfgründer und die Motive der Kirchenerbauer längst verloren gegangen war, erklärt die vermeintlich verkehrte Turmstellung damit, dass einst zwei adlige Fräulein jede einen Turm an die Kirche gebaut und vereinbart hätten, dass nur der Turm derjenigen stehen bliebe, die die andere überlebe. Und da das nun jene gewesen wäre, die den östlichen Turm gebaut hatte, blieb eben auch nur dieser stehen.

Die Verbreitung der West- und Osttürme ist innerhalb der deutschen bzw. mitteleuropäischen Kunstlandschaft auffallend voneinander unterschieden. Westtürme dominieren in Nord- und Nordwestdeutschland – dem alten zwangsmissionierten Sachsenland – und im ostdeutschen Kolonisationsgebiet. Im mittleren Rheinland, um Magdeburg und in Sachsen kommt es zu Überschneidungen. Der Chorturm dagegen ist häufiger in Süd- und Mitteldeutschland, er dominiert in Franken, Thüringen und Kärnten; die Elbe überschreitet er nach Nordosten nur in einem einzigen Beispiel und das ist Grünow.

Auf die in beiden Turmartens tradierte sehr unterschiedliche und auch vielfach umgeformte Symbolik kann hier nicht näher eingegangen werden. Die Entscheidung zugunsten des jeweils dominierenden Bautypus reicht jedoch bis in die karolingische Zeit zurück und war damit weit vor der in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts beginnenden deutschen Ostsiedlung gefallen. Für Pommern und Brandenburg können die Türme der frühen Dorfkirchen jedoch Hinweise auf die Herkunft der Ortsgründer und Bauleute geben. Auf die Frage, aus welchem deutschen Chorturmgebiet nun die ersten Siedler oder die Bauhütte, die die Kirche in Grünow errichtete, stammen könnten, gibt es allerdings keine eindeutige Antwort. Am ehesten kommt dafür jedoch Franken in Frage. Der Gründer der pommerschen Kirche, Bischof Otto von Bamberg, kam aus Franken. In seiner Begleitung befanden sich zahlreiche Priester der Bamberger Diözese, von denen etliche, wie sein Nachfolger Adalbert, in Pommern blieben. Bis 1140 lag die Leitung der

pommerschen Kirche in Bamberg und auch danach wurden die Beziehungen naturgemäß nicht abgebrochen. Die Mehrzahl der ältesten Kirchen in Pommern ist herzoglicher Gründung. Daneben erscheinen in den wenigen Überlieferungen auch bischöfliche Gründungen und die von einzelnen Laien. So ermöglichen drei deutsche Laien den Benediktinern von Stolpe die Gründung und Dotierung einer dörflichen Pfarre und namentlich genannt wird der Bamberger(!) Beringer, der die Jakobikirche in Stettin bauen und ausstatten ließ. Das waren gewiss nicht die einzigen Fälle und ähnliches könnte durchaus auch auf die Grünower Kirche zutreffen, zu-

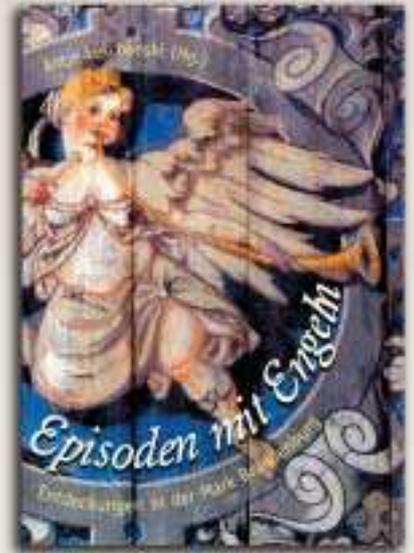
mal sie älter als die Mehrzahl der benachbarten frühgotischen Bauten ist und noch vor dem großen Einwandererstrom aus Niederdeutschland mit seinen Westturmkirchen entstand.

In Briest und Grünow, den durch das Welsebruch getrennten Dörfern, stehen sich in Sichtweite zwei singuläre Kirchenanlagen gegenüber, die kaum gegensätzlicher sein können. Hier eine ausgeprägte Westturmkirche mit rheinländischem und westfälischem Formen gut, dort eine wohl fränkisch beeinflusste spätromanische Chorturmkirche; beide mangels schriftlicher Quellen die einzigen Zeugen, die einen Blick in die Frühzeit der Orte erlauben.

Chorturmkirche in Grünow |



## Himmlische Gefährten in Dorfkirchen



Antje Leschonski (Hg.)

### Episoden mit Engeln

Entdeckungen in der Mark Brandenburg  
64 Seiten, 29 farbige Abbildungen,  
gebunden

€ 9,80; sFr 18,10; €(A) 10,10

ISBN 3-88981-151-5

*In dem schönen Bildband finden sich vergessene und verwundete Engel aus märkischen Kirchen, mit bewegenden und bewegten Geschichten. Ihre Darstellung durch unbekannte Künstler und ihre Existenz durch mehrere Jahrhunderte liefern den Stoff für die Gedanken, die Phantasien und die Meditationen zum Bild, die den Himmelsboten von namhaften Autorinnen und Autoren jeweils beigelegt sind.*

Bestellungen an den Buchhandel oder:  
Wichern-Verlag

Telefon (030) 28 87 48 10

info@wichern.de

Anzeige

## Schönermark

So außergewöhnlich wie die Kirchen von Briest und Grünow ist das Gotteshaus von Schönermark im Äußeren zwar nicht, doch vervollständigt der ungegliederte, mit gleichbreitem Westturm in vorzüglicher Feldsteintechnik errichtete Saal die Typenvielfalt der Dorfkirchen an der Welse um einen Bau aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, der zusammen mit der großen Feldmark des Dorfes von 64 Hufen und der Vierhufen-Ausstattung der Pfarre für eine Ortsgründung in der jüngeren Siedlungsperiode um die Mitte des 13. Jahrhunderts spricht.

Von der ursprünglichen Ausstattung der Schönermarker Kirche aus vorreformatorischer Zeit sind nur Bruchstücke und vage Überlieferungen geblieben. So hat sich die einstige Sakramentsnische in der Ostwand erhalten, unter späteren Farbschichten sind mehrere Weihekreuze aufgefunden worden und es gibt die Nachricht von einem großen Wandbild der Heiligen Anna, mit dem einst die Nordwand der Kirche bedeckt gewesen sein soll; zusammen mit dem Annenmedaillon auf einer der Glocken ein eventueller Hinweis auf das frühere Patrozinium. Auffälliger aber ist die nur vom Schiff aus zugängliche und im Mauerwerk auf das erste Obergeschoss führende Turmtreppe, ein deutliches Indiz für die ursprüngliche Funktion des Schönermarker Kirchturms als letzte Zuflucht der Gemeinde in Kriegs- und Notzeiten. Diese Treppe war, wie auch das abgestufte Südportal, in späterer Zeit zugeschüttet und vermauert und ist erst 1979 bei der letzten Restaurierung entdeckt und unter großer Mühe freigelegt worden.



Dorfkirche in Schönermark, Fotos : P. Schmidt

Wie weit man den Kirchturm in Schönermark einst tatsächlich massiv aufgeführt hat, ist heute nicht mehr erkennbar. Der jetzige Fachwerkaufsatz stammt jedenfalls erst aus dem 19. Jahrhundert und obwohl dieser Turm mit seinen schwarzen Balken und weißen Gefachen die Silhouette des Ortes prägt, so ist er doch nur ein schwacher Abglanz einstiger Herrlichkeit. Bis zum Jahre 1836, als ein Novembersturm den Turm in mitternächtlicher Stunde »mit großem Gekrache« herabwarf und einzelne Stücke, »welche kaum zwei Männer zu tragen im Stande waren, bis zu dem etwa fünfzig Meter entfernten, mitten im Dorfe liegenden sogenannten Karpfen-Pfuhl schleuderte«, erhob sich über einer der heutigen sehr ähnlichen Fachwerketage noch ein fünfzig Fuß (knapp siebzehn Meter) hoher Spitzhelm.

Derartig hohe Turmhelme, aufwändige und kostspielige Zimmermannsarbeiten, hatten viele Dorfkirchen an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert erhalten. In diesen für Brandenburg friedlichen und ertragreichen Jahrzehnten vor dem Dreißigjährigen Krieg waren die Wälder noch holzreich und die Kirchenkassen gut gefüllt. Auch der frühere Schönermarker Turmhelm dürfte vor 1620 erbaut worden sein und die in der alten Wetterfahne befindliche Jahreszahl 1739 lediglich auf eine Reparatur oder Neueindeckung der Helmspitze hinweisen.

Im Jahre 1739 ist aber nicht nur der Turm instand gesetzt, sondern auch die Kirche umgestaltet und der seither den Innenraum beherrschende, in Weiß und Gold gefasste barocke Kanzelaltar auf-

gestellt worden. Der schwarze Adler, der hoch über dem Schalldeckel der Kanzel thront, erinnert an das einstige Patronat des preußischen Königshauses über die Schönermarker Kirche. Markgraf Philipp Wilhelm (1669–1711) hatte im Jahre 1703 das Dorf erworben und seiner Herrschaft Schwedt zugeschlagen. Der Markgraf war ein Sohn des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm und dessen zweiter Gemahlin Dorothea von Holstein-Glücksburg. Der Große Kurfürst hatte zur Versorgung seiner jüngeren Söhne zwar keine förmliche Landesteilung bestimmt, jedoch auf Drängen Dorotheas zwei Jahre vor seinem Tode den Nachkommen aus zweiter Ehe testamentarisch weitgehende Autonomie-rechte eingeräumt. Dieses Testament hat sein ältester Sohn und Nachfolger, der spätere erste preußische König Friedrich, außer Kraft gesetzt und seine Stiefbrüder mit Grundbesitz abgefunden. Philipp Wilhelm erhielt die Herrschaften Schwedt und Vierraden und begründete dort als »Markgraf von Schwedt« eine bis 1788 bestehende Nebenlinie des Königshauses. Die verschlungenen goldenen Initialen F. W. am Kanzelkorb der Schönermarker Kirche verweisen jedoch bereits auf Philipps Sohn Friedrich Wilhelm, den von 1711 bis 1771 in Schwedt residierenden und hier in zahlreichen Geschichten und Anekdoten lebendig gebliebenen »tollen Markgrafen«. In dem gleichsam die Predigt überwachenden Adler auf dem Schönermarker Kanzelaltar glaubt man beinahe einer milden Spielart seiner sonst recht derben, auch die Landpas-toren seiner Herrschaft nicht verschonenden Launen zu begegnen.

Barocker Kanzelaltar in der Schönermarker Kirche



Jan Feustel

## Backsteininsel im Fläming

Die Dorfkirchen in Pechüle und Bardenitz

*Dr. Jan Feustel  
ist Autor mehrerer Bücher  
zur Geschichte und Kultur Berlins  
und der Mark Brandenburg.*



*Bardenitz, Blick aus dem gewölbten Kirchenschiff in den Altarraum* |

gleichsam Unikate dar – es sind ringsum weithin die einzigen Dorfkirchen des 13. Jahrhunderts aus Backstein. Dabei gehören die beiden »Schwesterdörfer« nicht nur geographisch, sondern auch historisch sozusagen eng zusammen. Zwischen den sanften Hängen des Flämings und dem Baruther Urstromtal gelegen, erwies sich die Feldflur beider Dörfer – mit 42 bzw. 43 Hufen auch etwa gleich groß bemessen – als ausnehmend fruchtbar. Jedenfalls waren Bardenitz und Pechüle die einzigen Orte im Klosterland der Zinnaer Mönche, die Abgaben an Weizen zu entrichten hatten, und sie stellten sogar bei Kriegszügen wie zum Beispiel 1414 im Kampf gegen die Quitzows ein Reiteraufgebot. Beide Dörfer im Herrschaftsgebiet des Erzstiftes Magdeburg rings um Jüterbog ( zu dem ursprünglich auch die Stadt Treuenbrietzen gehörte) hatte 1268 Richard von Zerbst an das Zisterzienserkloster Zinna verkauft, und seitdem waren sie stets mit Zinna verbunden; so fielen sie nach der Säkularisierung des Klosters mit dem gesamten Amt Zinna erst 1680 an die Mark Brandenburg.

Doch die außergewöhnliche backsteinerne Ursprungsgestalt beider Kirchen kann keinesfalls auf die weißen Mönche zurückgeführt werden – die spätromanischen Bauformen erfordern eine Datierung vor dem Übergang in Zinnaer Besitz. Die Pechüler Kirche hat dabei zumindest ihre äußere Originalgestalt fast unverändert bewahrt: Als typische »vollständige Anlage« der romanischen Kleinkirchen im sächsisch-märkischen Raum zeigt sie eine kubische Staffelung des Baukörpers in Höhe und Breite mit halbrunder Apsis, Chorraum, Schiff und querrrechteckigem Westturm. Einzig jener Turmbau allerdings ist bis auf die Ostwand aus Feldsteinen errichtet. Neben der Priesterpforte im Süden des Chores und den Gemeindeportalen an beiden Längsseiten des Schiffes – das nördliche ist allerdings zugesetzt – haben sich auch an der Apsis und über je-

Der Höhenzug des Fläming – im Mittelalter umstrittene Grenzregion zwischen Sachsen-Wittenberg, dem Erzstift Magdeburg und der Mark Brandenburg – gilt als eine der klassischen Kulturlandschaften mittelalterlicher Feldsteindorfkirchen, wie etliche Ausstellungen und Buchpublikationen bezeugen. Die Gletschermassen in der vorletzten Eiszeit, der Saale-Eiszeit vor rund 200.000 Jahren, formten nicht nur mit ihren Grund-

und Endmoränen die Gestalt des Flämings, sondern brachten auch die Vielzahl der Findlinge aus dem Norden hierher, aus denen die Mauern der mittelalterlichen Gotteshäuser gefügt sind.

Unter diesen flämingstypischen dörflichen Sakralbauten stellen die Dorfkirchen der dicht beieinander liegenden Orte Bardenitz und Pechüle rund 6 Kilometer südöstlich von Treuenbrietzen



Dorfkirche in Bardenitz |

nem Südeingang die originalen kleinen und hochgelegenen Fensteröffnungen erhalten. In Bardenitz hingegen ist vom backsteinernen Erstbau nur das rechteckige Schiff allein übriggeblieben, wobei ein zugemauertes Rundbogenportal – gerahmt von einer Läufer-schicht und bekrönt durch ein plastisches Kreuz – das einzig erhaltene Baudetail darstellt.

Wo kulturgeschichtliche Rätsel und Obskura auftreten, beginnen die abenteuerlichsten Theorien zu blühen. Der Architekt und Kunsthistoriker Adler ließ im Band VII der Märkischen Forschungen geradezu seiner Phantasie die Zügel schießen: Der Backsteinbau in Pechüle wäre die älteste Flämingsdorfkirche überhaupt. Die niederländischen Kolonisten, nach denen ja auch der Fläming seinen Namen erhielt, hätten sie schon 1160/70 in der heimischen Ziegelbauweise errichtet – wie auch in den Dörfern ringsum. Schließlich postulierte Adler sowieso den niederländischen Ursprung des norddeutschen Backsteinbaus. Als aber 1179 die heidnischen Pommern ins Flämingsland des magdeburgischen Erzbischofs einfielen und dabei auch das neu gegründete Kloster Zinna verwüsteten, hätten sie allerorts die frisch errichteten »flämischen« Backsteinkirchen zerstört. Nur Pechüle sei vor diesem Vernichtungszug verschont geblieben. Und während man anderwärts wie in Kloster Zinna die Gotteshäuser in altgewohnt-sächsischer Feldsteintechnik wiedererrichtete, blieb hier eben die original flämische Kirche erhalten.

Eine schöne Mär! Aber ganz abgesehen vom heute weithin anerkannten oberitalienischen Ursprung des norddeutschen Backsteinbaus – schon eine genauere Betrachtung der besser erhaltenen Pechüler Kirche verweist sie

ins Reich der Legenden. Denn ihr Inneres bietet einen singulären Raumeindruck für Dorfkirchen in der sächsisch-märkischen Kulturlandschaft: Der Chor ist schon in seiner Bauzeit massiv überwölbt worden. Ein sechsteiliges, kuppeliges Gewölbe überspannt den längsrechteckigen Raum. Seine Rippen weisen ein markantes Profil auf: zwei Wülste neben einem kantigen Stab, ähnlich wie man sie auch in beiden Treuenbrietzener Kirchen St. Marien (der frühesten gewölbten Stadtkirche der Mark) und St. Nikolai und in der Klosterkirche Lehnin sieht. Auch andere Baudetails weisen nach Treuenbrietzen – wie die gestuften Gewände der Portale und die Scharrierung der Backsteine im Bogen der Priesterpforte. Die Pechüler Dorfkirche (und mit ihr auch das schlichtere Pendant in Bardenitz) sind »Nebenwerke« der Backstein-Bauhütte, die beide Treuenbrietzener Stadtkirchen vollendete. Der feldsteinerne Westturm in Pechüle entstand erst nach dem Abzug dieser Hütte. Da die Kirchen damals in der Regel von Ost nach West errichtet wurden, um die Ostteile beizeiten liturgisch zu nutzen, ist der Turmbau der jüngste Bauteil. Dieser Bauverlauf zeigt sich zum Beispiel in Pechüle auch im spitzbogigen Verlauf der äußeren Archivolte an den Schiffseingängen im Gegensatz zum »reinen Rundbogen« der Priesterpforte. Dass den Westturm nicht mehr dieselben Bauhandwerker wie Schiff und Chor errichteten, erkennt man auch an seiner (wahrscheinlich aus statischen Gründen) in Backstein gemauerten Ostwand – hier sieht man reine Läufer-schichten, während ansonsten das Mauerwerk im »märkischen Ziegelverband« (zwei Läufer, ein Binderkopf) ausgeführt wurde.

Zur Datierung beider Bauten kann nun ebenfalls die entsprechende zeitliche Einordnung der Treuenbrietzener Sakralbauten herangezogen werden. Noch in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts begonnen, zog sich die Fertigstellung von St. Marien und St. Nikolai bis ins dritte Viertel dieses Jahrhunderts hin. Um oder kurz vor 1250 mögen also auch die beiden Dorfkirchen entstanden sein.

Im ausgehenden Mittelalter wurden beide Gotteshäuser umgestaltet. Es war die Zeit der »Spätblüte« Kloster Zinnas, wie es das neue Dehio-Handbuch »Brandenburg« umreißt – einerseits florierte die Klosterökonomie mit einem eigenen Hammerwerk in Scharfenbrück, Kalksteinabbau in Rüdersdorf und Getreideexport bis nach Hamburg, andererseits erbrachte die benachbarte Wallfahrtskapelle auf dem Golm seit 1437 große Einnahmen. Nicht nur in Zinna selber entstanden im 15. und frühen 16. Jahrhundert repräsentative Backsteinbauten – auch die Dorfkirchen in den beiden »Schwesterdörfern« wurden ausgebaut und vollends massiv eingewölbt. Warum gerade diese beiden Dorfkirchen derart repräsentativ »aufgewertet« wurden, ob dafür die Wohlhabenheit der Orte oder die Nähe zu jener Wallfahrtskapelle den Ausschlag gab, bleibt allerdings Spekulation.

In Bardenitz entstand im 15. Jahrhundert ein neuer größerer und höherer Rechteck-Chor asymmetrisch zum Schiff, da man Teile der alten Südmauern wiederverwendete. Kreuzgewölbe überspannen den Altarraum in vier Jochen. Auch das Schiff und das Erdgeschoss des um 1500 angefügten Westturmes erhielten solche Einwölbung mit Birnstabrippen. Hingegen weisen die Zellengewölbe in der Sakristei südlich am Chor auf ein noch späteres Baudatum. Sichtbar prangt noch heute das Zinnaer Klosterwappen neben dem Schweißstuch der Veronika als Wandmalerei am Triumphbogen, und die spätgotischen Gestühlwangen am Pfarrerstuhl des 17. Jahrhunderts (wenn sie denn »Originalbestand« der Kirche sind) sprechen auch für eine herausragende Bedeutung von Chorraum und Gotteshaus im ausgehenden Mittelalter. Sonst hat die Kirche bis auf einen schlichten Taufstein kein mittelalterliches Inventar bewahrt.

Zeigen die Gewölbe im großen Bardenitzer Chor schon einen ausnehmend flachen Querschnitt, so erwies sich das Schiff der Pechüler Kirche für eine Überwölbung ohne Zwischenstützen anscheinend als allzu breit. Wie beim etwa gleichzeitigen Umbau der Stadt-



Dorfkirche in Pechüle |



Pechüle, Kirchenschiff von Westen |

kirche im ebenfalls »zinnaischen« Luckenwalde (und auch anderswo durchaus üblich) wurde die Pechüler Kirche um 1500 zweischiffig: Vier Pfeiler in der Mittelachse – davon einer direkt im alten Triumphbogen, einer im Bogen zur Turmhalle – tragen sechs Kreuzgewölbe. »Die Gewölbe verleihen dem Inneren einen fast kellerartigen Charakter«, mokierte sich schon Bergau in seinem brandenburgischen Inventar von 1885 nicht zu unrecht. Aber für diese ästhetisch wie liturgisch fragwürdige Raumgestalt wird der Besucher im Pechüler Gotteshaus nahezu durch ein Übermaß mittelalterlichen Inventars wie in keiner anderen Dorfkirche des südlichen Brandenburgs entschädigt: Auf dem Altar steht eines der ältesten und wertvollsten Exemplare mittelalterlicher Tafelmalerei im Land Brandenburg. In 16 Szenen ist auf der mehr als einen halben Meter hohen und über 2 Meter breiten »Böhmischen Tafel« in Temperafarben vom Einzug in Jerusalem bis zur Himmelfahrt die Passion Christi dargestellt. Stilistische Einzelheiten wie die in den Goldgrund eingravierten Heiligenscheine verweisen darauf, dass diese kostbaren Bilder 1360/70 in Böhmen entstanden. Da ausgerechnet die zentrale Kreuzigung in diesem Passionszyklus fehlt, also ehemals eine Kreuzgruppe über der Tafel angebracht war, ist anzunehmen, dass die Tafel dereinst auf dem Kreuzaltar vor der Chorschranke von Kloster Zinna stand – wohl als Geschenk des Magdeburger Erzbischofs und ehemaligen Lehniner Zisterziensermönches Dietrich von Portitz. Etwa 100 Jahre später fand die Tafel einen neuen Standort auf dem Zinnaer Hochaltar als Predella jenes neu geschaffenen Schnitzretabels, das man heute an der südlichen Chorwand in Pechüle bewundern kann. Im Mittelschrein dieses Flügelaltars steht eine Madonna auf der Mondsichel als »virgo inter virgines« zwischen drei heiligen Jungfrauen mit Märtyrerkronen und dem Evangelisten Johannes. Die Flügel, deren Innenseiten ebenfalls geschnitzte Heiligenfiguren bergen, zeigen außen ikonografisch interessante Malereien: eine Gregorsmesse mit den Leidenswerkzeugen Christi und eine Verkündigungsszene, auf der das Jesuskind mit einem Kreuz zu Maria herabschwebt. Laut einer lokalen Sage war der Altar 1644 nach einer nahen Schlacht des Dreißigjährigen Krieges auf einem Fuhrwerk aufgefunden worden.

Sechs kleinere Schnitzfiguren an den Wänden entstanden etwa zur selben Zeit, das Kruzifix über dem Altar einige

Jahrzehnte früher. Doch auch die Wände in der Pechüler Kirche verdienen nähere Beachtung: Im nördlichen Chor ist das spätgotische Wandbild des Riesen Christophorus über einem winzigen bogenschießenden Zentauren freigelegt, nahe einer prächtigen Sakramentsnische. Im Gewände der Priesterpforte hat sich der Holzgefütterte Mauerkanal für den Verschlussbalken ebenso erhalten wie neben dem südlichen Gemeindepotal – als seltenes Relikt der katholischen Ära – sogar die Weihwassernische.

Die nachreformatorische Zeit hinterließ an den Baukörpern beider Kirchen die nahezu obligaten Spuren vergrößerter lichtspendender Fenster und die Turmbekrönungen; das Bardenitzer Glockengeschoß ist 1664, das



Pechüle, Böhmische Tafel |

Pechüler dachreitergekrönte Turmdach 1799 datiert. Die ältesten evangelischen Ausstattungsstücke stellen in beiden Kirchen Gestühle des 16. Jahrhunderts im Chorbereich dar. Die Epoche des Barock gab den zwei Kirchen

die schmuckreichen Kanzeln mit den Bildern Christi und der Evangelisten am Korb. Während aber der um 1700 entstandene, schlichtere »Predigtstuhl« in Pechüle im Glanz des mittelalterlichen Interieurs geradezu untergeht, bestimmt in Bardenitz die etwas jüngere Kanzel in reichem Blumenschmuck am gebauchten Korb zusammen mit dem gleichzeitig entstandenen Altaraufsatz das Bild des Innenraumes. Flankiert von Säulen und Akanthuswangen, in denen Schriftmedaillons auf den Abendmahlsumgang hinweisen, zeigt das Retabel ein großes Gemälde des Gekreuzigten. Ein Abendmahlsbild unten in der Predella und das geschnitzte Gotteslamm oben im gesprengten Giebel komplettieren das »gut lutherische« ikonografische Programm – allein durch Christus sind wir erlöst. Zwei Engelsköpfe am Hauptgesims, die sich zärtlich ein »Busserl« geben, ähneln wiederum den Engelsflüchten an jenem Pfarrstuhl, der heute in die Südwestecke der Pechüler »Schwesterkirche« gerückt ist.

1721 – so liest man auf der Rückseite des Bardenitzer Altaraufsatzes – ist das Werk vom Amtmann Johann Vieth, dem Pfarrer Handschke (dessen Grabstein ebenfalls in der Kirche bewahrt ist), den Kirchenvorstehern Hans Henkel und Peter Hagen sowie dem Küster Martin Wiesemann gestiftet worden. Um aber den Verdacht abzuweisen, mit solch barockem Augenschmaus allein einer äußerlich-sinnlichen Frömmigkeit zu huldigen, ermahnt eine weitere Inschrift: Was nutzt Altar, Kanzeln, Taufen, Singen, wenn wir nur faule Früchte bringen. Und in diesem Sinne sollte sich auch jeder Besucher dieser beiden so



Pechüle, Mondsichelmadonna aus dem Altar

einmaligen und sehenswerten »Schwesterdorkirchen« bewusst sein, dass sich auch heute noch eine lebendige Gemeinde in jenen derart kulturhistorisch wertvollen Mauern zum Gottesdienst versammelt.

**Schlüssel in Bardenitz**  
bei Herrn Schlunke, Fleischerei,  
Treuenbrietzener Str. 79  
Tel. (03 37 48) 7 04 21

**Schlüssel in Pechüle**  
bei Herrn Walter,  
Pechüler Dorfstraße 29 –  
rechts neben der Kirche  
Tel. (03 37 48) 1 25 10

## Kulturfeste im Land Brandenburg

Von Heiligengrabe in der Prignitz bis Branitz in der Lausitz, von Saathain bis Schwedt an der Oder, von Annenwalde bis Zinna:

Nicht nur in Brandenburgs malerischen Dorfkirchen sowie in den beeindruckenden großen Stadtkirchen, auch in Schlössern und Scheunen, in Klöstern, Parks und Gärten erklingen Barockmusik, Chorkonzerte und zeitgenössische Musik; erleben Sie Tanztheater, Lesungen und Puppentheater, Zirkus- und Opernvorstellungen, Ausstellungen und Filme.



Orgel der Nikolaikirche Jüterbog  
Photo: U. Badura

Die Kulturfeste im Land Brandenburg präsentieren 55 Festivals und Veranstaltungsreihen. Alljährlich wird ein abwechslungsreiches Kulturprogramm mit über 800 Veranstaltungen im ganzen Land Brandenburg geboten. Die Jahresbroschüre können Sie telefonisch unter 0331 - 200 47 47 oder per E-Mail an [broschuere@kulturfeste.de](mailto:broschuere@kulturfeste.de) bestellen. In Berlin ist sie im RegioPUNKT im Bahnhof Friedrichstraße erhältlich.

[www.kulturfeste.de](http://www.kulturfeste.de)

Dirk Schumann

## Verkannter Glanz der Spätgotik

Die Wallfahrtskirche in Alt Krüssow



Gesamtansicht von Nordosten |

*Dirk Schumann ist Kunsthistoriker und Bauarchäologe mit zahlreichen Veröffentlichungen zu Kunst und Archäologie der Mark Brandenburg*

Ostwand mit einem repräsentativen Giebel versehen, zeigt sich hier eine spätgotische märkische Architektur von hervorragender Qualität. Ausgeführt wurde sie in der für die Prignitz charakteristischen Mischbauweise aus Feldstein und Backstein. An den Portalen, den Fenstern und dem Giebel entfaltet sich jedoch ein feingliedriger Formsteindekor von eleganten Proportionen, der verwandte Bauten wie die Dorfkirchen in Falkenhagen und Wulfersdorf in den Schatten stellt und selbst das Vorbild für diese repräsentativen Giebelarchitekturen – die 1512 geweihte Heiliggrabkapelle des nahen Klosters Heiligengrabe – zu überbieten sucht.

Der heutige Westanbau mit seinem Turm zeigt sich zwar in gotischem Gewand, wurde jedoch erst 1879/80 an den mittelalterlichen Kirchenbau angefügt. Die Bearbeiter der Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg (1907) vermuteten, dass schon bei der Errichtung der Kirche ein Turm vorgesehen war, da die Westwand im Gegensatz zu den anderen Wänden glatt und ohne Gestaltung ausgeführt worden ist.

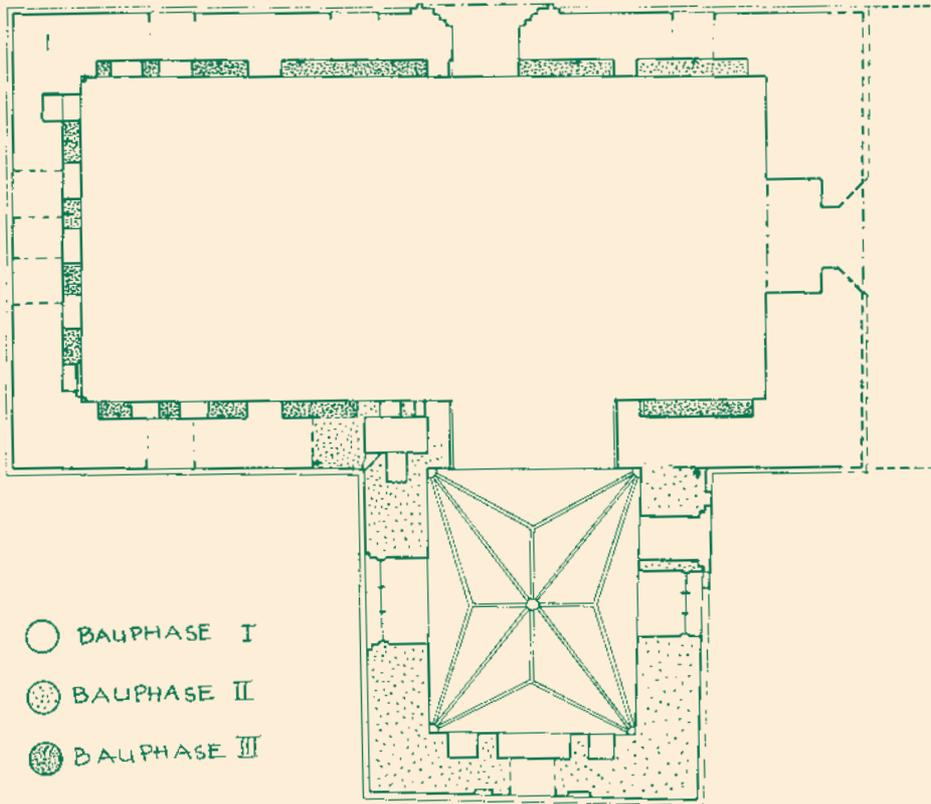
Erscheint der Alt Krüssower Bau auf den ersten Blick wie aus einem Guss, zeigen sich bei genauerem Hinsehen einige Merkwürdigkeiten. Im Feldsteinmauerwerk der Außenwände gibt es vermauerte Spitzbogenöffnungen, die einmal Fenster waren oder werden sollten. Passend dazu weisen die Innenwände Spuren großer Blenden auf, die jedoch bei der Errichtung der darüber liegenden Backsteinwände wieder verschlossen wurden.

Schon vor längerer Zeit untersuchte Carljürgen Gertler den Bau und ermittelte zwei Bauphasen (Prignitz-Forschungen 1/1966). Als erstes entstand ein niedrigerer, hauptsächlich mit Feldsteinen ausgeführter Bau, wie er in der Prignitz nicht selten vorkommt. Er sollte von Anfang an ein Gewölbe erhalten, denn nur so sind die vermauerten Spitzbogenblenden im Inneren der Kirche zu verstehen. Die Stützen zwischen den

*»Unter denen zu der Prizwalkischen Inspect. gehörigen Dörfern ist vor andern zu merken, daß zu Alten Krüssow eine schöne hohe weite und künstliche gewölbete Kirche befindlich ... sie ist der H. J. Marien und S. Annen gewidmet, und zu den katholischen Zeiten wegen der Wallfahrten zu einem gewissen Marienbilde sehr berühmt gewesen. Bei welchem viel Kranke, und insonderheit Lahme sollen gesund worden sein, wovon auch noch ein paar Krücken zum Beweis vorhanden, die übrige aber so sich sonst noch in gro-*

*ßer Menge daselbst befunden, hat der ehemalige Prediger dieses Orts George Krause schockweise, wie man sagt, weggeworfen ...« (Johann Christoph Bekmann in: Historische Beschreibung der Kurmark Brandenburg, 1753)*

Kommt man in den heute etwas abgelegenen Ort Alt Krüssow (Lkr. Prignitz), ist man überrascht, denn Bekmanns Urteil über diesen, für eine Dorfkirche ungewöhnlichen Bau ist nach wie vor aktuell. Hochaufregend, schlank und über der



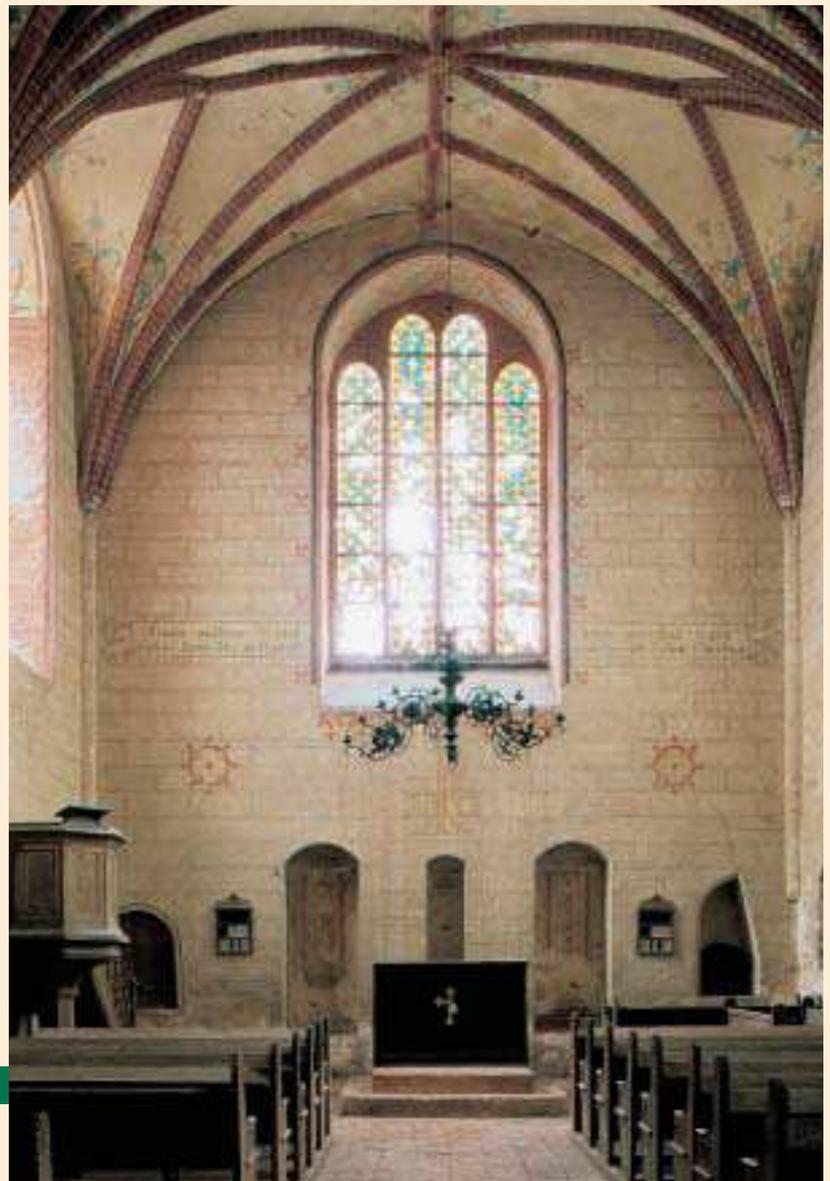
Grundriss mit Bauphasen, Zeichnung: Dirk Schumann |

greifende Planänderung erfolgte. Auch nach der Erhöhung war man sich bei vielen Details noch nicht vollständig im Klaren bzw. führte diese anders aus als anfänglich geplant. So hatte man Gewölbedienste vorbereitet, die schon etwa zwei Meter über dem heutigen Fußboden beginnen sollten. Wie die Spuren von Abarbeitungen nachweisen, wurden die bereits ausgeführten Dienste im Zusammenhang mit der Einwölbung jedoch wieder abgeschlagen. Nur in den beiden Ecken der Ostwand blieben sie bis heute erhalten. Planwechsel gehörten zum mittelalterlichen Baugeschehen. Durch die Verwendung des seriell hergestellten Backsteins war es möglich, konkrete Lösungen erst am Bau zu entwickeln.

Was ist jedoch der Grund, diese Kirche im Vergleich zu anderen Dorfkirchen so »maßlos« in die Höhe zu treiben und sie um einen Anbau zu erweitern, der ursprünglich nicht vorgesehen war? Anbauten sind auch bei Dorfkirchen nichts Seltenes, doch handelt es sich dabei hauptsächlich um Sakristeien, die sich im Chorbereich befinden. In Alt Krüs-

Blenden sollten als eingezogene Strebepfeiler dienen. Durch die spätere Vermauerung der Blenden entstand eine Wandstärke von fast zwei Metern. Doch die Verstärkung des Mauerwerkes und die Erhöhung des Gebäudes um mehr als das Doppelte sind nicht die einzige Veränderung gegenüber der ursprünglichen Planung. Auch der nördliche Kapellenanbau war offensichtlich nicht vorgesehen, denn er besitzt nur dort, wo er in die Zusetzung einer ehemaligen Fensteröffnung greift, einen verzahnten Eckverband mit dem Langhaus. Somit handelt es sich sogar um drei umfangreiche Bauphasen: 1.) die Errichtung des Saalbaus hauptsächlich in Feldstein, 2.) den Anbau der Kapelle gleicher Bauweise und Höhe sowie schließlich 3.) die Erhöhung des Langhauses. Es kann jedoch nicht allzu viel Zeit zwischen der ersten Bauphase und den großzügigen Veränderungen vergangen sein. Der nördliche Kapellenanbau weist den gleichen Mauerverband und dieselben Formsteine wie das Langhaus auf. So gibt es im vermauerten Südportal den Formstein mit einem zweifachen Rundstab, der auch im Gewände des westlichen Portals am Anbau verwendet wurde. Man muss sich fragen, ob der erste Bau überhaupt vollendet war, als die tief-

Innenansicht |



sow entstand ein repräsentativer Kapellenanbau, der über mindestens einen Altar verfügte. Dafür sprechen jedenfalls Spuren von Abarbeitungen an der Ostwand.

Ein wichtiger Hinweis auf die mittelalterliche Nutzung hat in der Nordwand des angefügten Kapellenraums bis heute überdauert. In seiner Mitte befindet sich eine breite Segmentbogennische, die mit einem eisernen Gitter verschlossen wurde und über Reste einer zeitgenössischen Farbfassung verfügt. Im BogenGewände ist eine Rankenmalerei ausgeführt worden, während die Rücklage der Blende eine spitzbogige Arkade zeigt, die mit Tüchern verhangen ist. Alles in allem eine Malerei, die das, was man hier ursprünglich präsentierte, hervorhob.

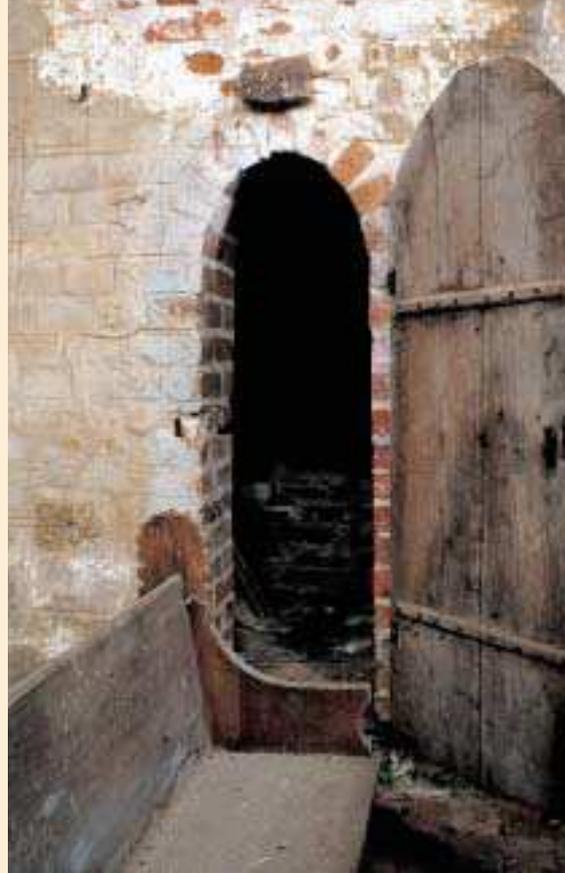
Wegen der Größe der Nische (sie weist eine Breite von fast zwei Metern auf) und der Form eines spätantiken Arkosolgrabes, geht man davon aus, dass es sich hier um eine Heilig-Grab-Anlage handelte, in der am Karfreitag das liturgische Schauspiel der Grablegung Christi vollzogen werden konnte. Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, dass hier vor allem wertvolle Reliquien zur Schau gestellt wurden.

In den beiden seitlichen mittelalterlichen Wandschränken, die noch ihre originalen Türblätter mit kunstvollen Eisenschmiedearbeiten besitzen, verwahrte man offensichtlich liturgische Geräte und andere sakrale Gegenstände. Vielleicht diente die östliche der beiden auch als Sakramentsnische für einen Altar. Dann könnte hier ein zum Altar gehöriger Abendmahlskelch verwahrt worden sein. Bei der ersten protestantischen Kirchenvisitation wurden noch drei Kelche aufgeführt, von denen zu diesem Zeitpunkt jedoch der Havelberger Bischof schon - neben anderen Kleinodien im Wert von etwa 200 Gulden - zwei der Kelche »hinweggenommen« hatte. In Alt Krüssow verblieb ein wertvoller vergoldeter Kelch, der einer Inschrift zufolge eine Stiftung des Havelberger Bischofs Johannes von Schlaberndorf (Amtszeit: 1501 - 1520) war.

Noch wertvollere Dinge scheinen in einem kleinen Raum verwahrt worden sein, der im Zusammenhang mit dem Anbau der Nordkapelle in der nördlichen Langhauswand ausgeführt wurde. Der 1,60 m breite und 0,97 m tiefe Raum ist mit einer Quertonne überwölbt und hat in der Nordwand eine spitzbogige, noch einmal 0,80 m tiefe Nische, in der ursprünglich Regalbretter eingemauert waren. Ist vom Holz der Regalbretter auch nichts mehr erhalten, so existieren noch die beiden schweren mittelalter-

lichen Eichenholztüren, mit denen man den Raum zweifach verschließen konnte. Gegen das Aushebeln des äußeren Türblattes wurde ein hervorkragender Stein über die Öffnung gesetzt. Eiserne Haken in der Wölbung des kleinen Raumes dienten wohl ursprünglich zur Aufnahme eines Holzgestelles. Nur zwei kleine Luft- bzw. Kommunikationsschächte verbanden diesen tresorartigen Raum mit der Kirche und der Außenwelt. Aus der eingangs zitierten Überlieferung von Johann Christoph Bekmann erfahren wir, dass sich in Alt Krüssow einst ein wundertätiges Heiligenbild befunden haben soll, zu dem eine Wallfahrt stattfand. Die noch im 18. Jahrhundert vorhandenen Krücken zeugen von einer regen Bittwallfahrt und wir ahnen, welche Art Wunder man sich erhoffte. Bekmann schreibt zwar, dass es sich bei dem wundertätigen Bild um eine Marienfigur gehandelt haben soll, doch ist es wahrscheinlicher, dass es sich hier um eine Annenwallfahrt handelte. Im Spätmittelalter hatte sich die Annenverehrung in der Prignitz verbreitet, was sich durch die Klosterkirche St. Annen in Perleberg, ein Annenhospital in Wittstock und zahlreiche Altarstiftungen zu Ehren der heiligen Anna zeigt. Auch für die Dorfkirche in Alt Krüssow - die eigentlich als Filialkirche der Pfarrkirche in Kemnitz entstanden ist - nennen die Urkunden im Jahr 1558 ein Annenpatrozinium (Riedel). Dazu passt, dass sich neben zwei Altarretabeln mit zentralen Anna Selbdritt-Darstellungen noch mehrere Einzelskulpturen dieses Motivs in Alt Krüssow nachweisen lassen. Die Darstellungen der Anna Selbdritt greifen in der Regel die Ikonographie der Maria mit dem Kind auf, nur dass hier beide, Christusknabe und Maria auf dem Arm oder dem Schoß der Heiligen Anna sitzen. Möglicherweise liegt hier ein Grund, warum eine solche Skulptur in protestantischer Zeit als Marienbild verstanden wurde.

Ein Teil der mittelalterlichen Skulpturen wie das vorhandene Altarretabel aus dem späten 15. Jahrhundert sind erst nach langer Zeit an ihren Aufstellungsort Alt Krüssow zurückgekehrt. Ein zweites Altarretabel aus Alt Krüssow befindet sich gegenwärtig in der Stadtpfarrkirche in Pritzwalk. Eine Einzelskulptur ist im Besitz des Märkischen Museums in Berlin, einige Figuren blieben jedoch bisher verschollen. Verschollen ist auch der sogenannte »Rock der Heiligen Anna«, der 1877 mit anderen Objekten aus Alt Krüssow nach Berlin gelangte. Dieses Textil soll, dem Verwaltungsbericht über das Märkische Provinzialmuseum Berlin aus dem Jahr



*Kleiner tresorartiger Raum in der Nordwand der Kirche*

1881 zufolge, im 16. Jahrhundert von einem Papst der Wallfahrtskirche geschenkt worden sein. Vielleicht sind es solche und andere wertvolle Votivgaben, die in dem kleinen tresorartigen Raum verwahrt und zu besonderen Anlässen zur Schau gestellt wurden. Vielleicht gehörte zur Kirche auch ein kleiner Reliquienschatz, der dabei half, die Einkünfte einer solchen Wallfahrt zu vergrößern. Den Geist des im späten 15. Jahrhundert weit verbreiteten Annenkultes gibt der Sponheimer Abt Johannes Tritheim in seinem 1494 erschienenen Buch »De laudibus sanctissimae matris Annae tractatus« wieder. Für ihn ist sie nicht nur die Mutter Mariens, sondern die Heilige schlechthin: »... keiner vermag zu geben was sie gibt, selbst Maria nicht: Sie tut Wunder über Wunder an denen, die ihr dienen, und öffnet ihnen dereinst die Himmelstür.« (C. Nagel, JfBKG 41/1966, S. 35).

Vor einem solchen Hintergrund beginnt um das Jahr 1500 der großartige Neubau der Dorfkirche in Alt Krüssow, einem Dorf, das dem Kloster Heiligen-grabe gehörte, über dessen Kirche jedoch der Havelberger Bischof das Patronatsrecht ausübte. Auf diese Weise entschied der Bischof nicht nur über die Geistlichen, die hier eine Stelle erhielten, sondern er entschied auch über einen Teil der Einkünfte. Offensichtlich drückt sich dieser Sachverhalt auch in

der Baugeschichte der Kirche aus, denn der Havelberger Bischof trat nicht nur als Stifter von Ausstattungsstücken wie dem genannten Kelch, sondern als Stifter ganzer Bauteile auf. So überliefert Johann Christoph Bekmann eine heute verlorene Bauinschrift des Bischofs Johannes von Schlabrendorf mit der Jahreszahl 1520, die sich im Gewölbe über dem Altar befunden haben soll und wohl die Fertigstellung der Kirche markierte.

Es ist anzunehmen, dass dieser Bischof auch für die Steigerung der baulichen Dimensionen verantwortlich war, mit denen sich diese Dorfkirche deutlich von anderen Dorfkirchen der Region abhebt. Die Vergrößerung des Platzes für die Stiftung neuer Altäre führte hier wiederum zur Vergrößerung der Einkünfte.

Ein Vorbild ist sicherlich das Erfolgsrezept des einträglichen Wallfahrtsortes Wilsnack. Dessen Erfolg beruhte auf einer Backsteinarchitektur von großartigen Dimensionen und der Anschaulichkeit der sakralen Liturgie einschließlich der »Wunderpflege«. Der Überlieferung zu Folge existierte in Wilsnack eine Sündenwaage, deren Aus-

schlag mittels Gaben positiv zu beeinflussen war. Mit diesen Einkünften finanzierten die Havelberger Bischöfe nicht nur den repräsentativen Umbau des Havelberger Domes, sondern auch ihren hochherrschaftlichen Lebensstil, der einen Ausbau der Residenz in Wittstock und der Plattenburg innerhalb des bischöflichen Tafelgutes einschloss.

Die Backsteinarchitektur in Alt Krüssow wurde durch einen Baubetrieb ausgeführt, der im engen Zusammenhang zum Langhaus eben jener Wallfahrtskirche in Wilsnack steht, der den Ausbau der Südkapelle an der Pfarrkirche in Pritzwalk durchführte und schließlich in Heiligengrabe den aufwändig mit Formsteindekor versehenen Bau der 1512 geweihten Kapelle in Heiligengrabe errichtete. Dass diese Heiliggrabkapelle – Ziel einer etablierten mittelalterlichen Wallfahrt – schließlich zum direkten Vorbild für die Kirche in Alt Krüssow wurde, ist sicher kein Zufall. Deren Chorgiebel kann als regelrechtes Zitat des siebenachsigen Westgiebels der Heiliggrabkapelle gelten und wurde mit den gleichen Formsteinen ausgeführt. Allerdings gab man in Alt

Krüssow den strengen Ausgleich zwischen Horizontale und Vertikale zugunsten einer vertikalen Streckung auf, die sich im Motiv schlanker Kreuzblenden noch verstärkt.

Inwieweit das Kloster selbst Einfluss auf die Wahl der Bauformen in Alt Krüssow nahm, muss letztlich offen bleiben. Überliefert als Stifter und Patronatsinhaber ist allein der Havelberger Bischof. Auffälligerweise erscheint in der 1516 erstmals gedruckten Gründungslegende des Klosters Heiligengrabe ein Havelberger Bischof als Initiator dieses Wallfahrtsortes, während der markgräfliche Klostergründer nur noch eine zweitrangige Rolle spielte.

Die historischen Indizien zeigen, dass es sich bei der Dorfkirche in Alt Krüssow nicht nur um einen Höhepunkt der märkischen Architektur, sondern auch eine vielschichtige kulturhistorische Quelle handelt. So kann es nicht hoch genug angerechnet werden, dass sich im August 2003 ein Förderverein zur Sicherung und zum Erhalt der Wallfahrtskirche Alt Krüssow gründete, dem an dieser Stelle viel Erfolg zu wünschen ist.

*Schnitzaltar aus Alt Krüssow, heute in der Stadtpfarrkirche Pritzwalk, Detail (»Heilige Sippe«)* |



## Unterstützen Sie die Sicherung der Wallfahrtskirche in Alt Krüssow!

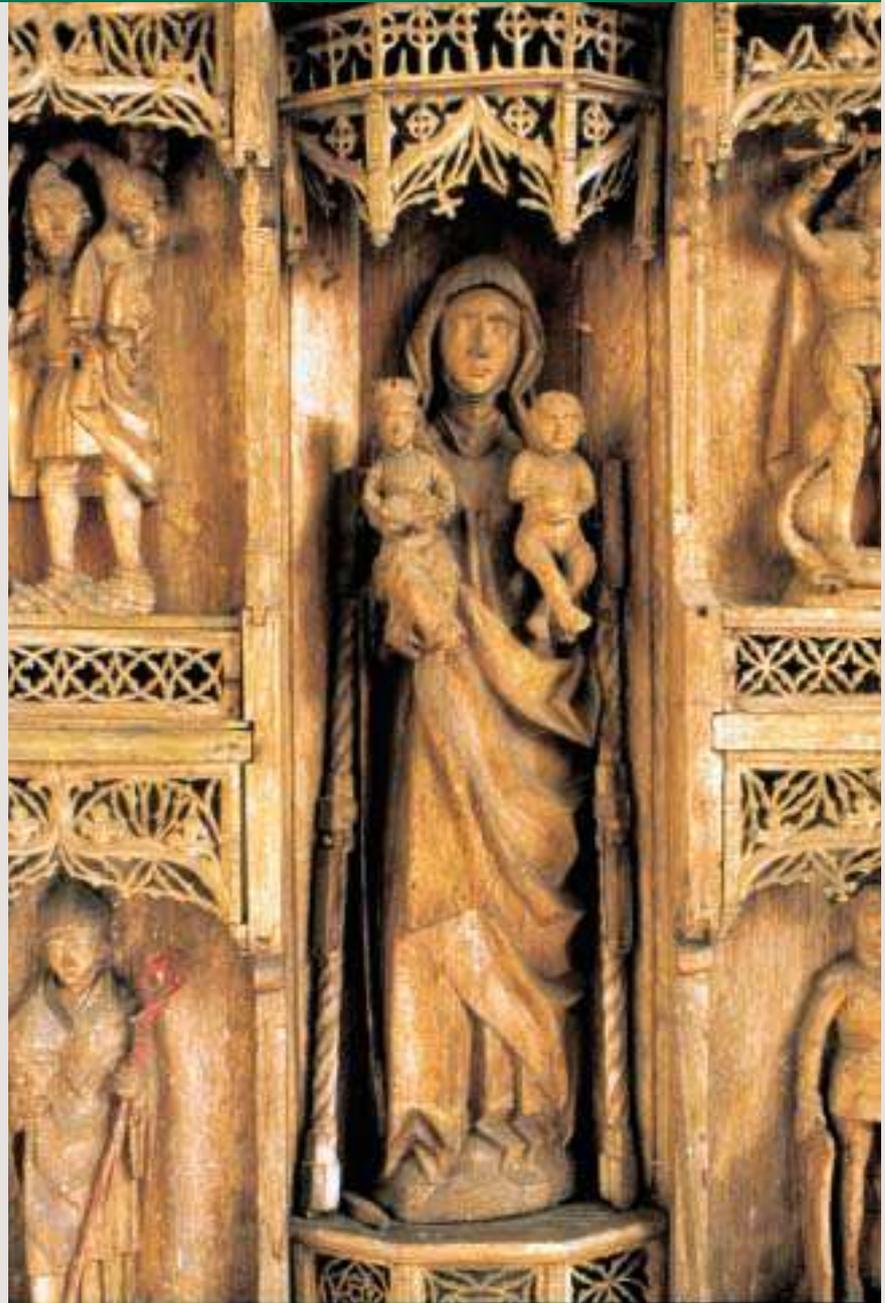
Die eindrucksvolle spätgotische Kirche in Alt Krüssow kündigt noch heute durch ihren Bau und ihre beeindruckende Ausstattung von den Pilgern, die sich hier im späten Mittelalter eine Linderung ihrer körperlichen Gebrechen erhofften und sicherlich so manches Almosen da ließen.

Auch heute wieder ist das Kirchengebäude auf Almosen angewiesen. Durch die zerbrochenen Fensterscheiben pfeift der Wind und an vielen Stellen bröckelt der Putz. Die wichtigsten baulichen Mängel jedoch sind für den Laien nicht auf den ersten Blick auszumachen: Die Dachkonstruktion weist konstruktive Schäden auf, Schwellen sind verfault. Die beeindruckenden Gewölbe sind durch eindringende Feuchtigkeit schwer geschädigt. Risse in den Längswänden zeugen von statischen Problemen. Das Dekor des beeindruckenden Ziergiebels bröckelt und bedarf dringend einer Sicherung.

Für die recht kleine Dorfgemeinde von Alt Krüssow ist das Kirchengebäude viel zu groß, mit der Bauunterhaltung ist man überfordert. Etwa zwanzig engagierte Menschen gründeten im August 2003 den »Förderverein Wallfahrtskirche Alt Krüssow«. Als wichtigstes Ziel nennt die Satzung »die Rettung des historischen Gebäudes vor dem Verfall zum Zwecke einer dauerhaften Nutzung«.

Wichtig ist vor allem eine genaue Schadensanalyse, um erste Schritte zur Sicherung und Instandsetzung der Wallfahrtskirche festlegen zu können.

Kirchengemeinde und Verein werden einen langen Atem brauchen, bis alle Schäden an dem Kirchengebäude beseitigt sind. Vielleicht können jedoch bald die Besucher, die bereits recht zahlreich nach Wilsnack und Heiligengrabe kommen, auch einen Abstecher nach Alt Krüssow unternehmen und die alten Pilgerwege in der Prignitz neu entdecken.



### Weitere Informationen erhalten Sie über:

Uwe Dummer, Telefon (0 33 95) 70 08 02

*Anna Selbdritt vom Schnitzaltar  
in der Kapelle  
der Alt Krüssower Kirche*

## Spendenkonto

Förderkreis Alte Kirchen  
Kto.-Nr. 5 199 767 005  
BLZ 100 900 00 bei der Berliner Volksbank  
Kennwort: Alt Krüssow

*Für Spendenbescheinigungen bitte Name  
und Anschrift angeben.*

Sylvia Müller

## Vergessene Denkmäler der Liebe

### Der Totenkronenbrauch in der Mark Brandenburg



*Dorfkirche Groß Buckow (Lkrs. Spree-Neiße), Aufnahme vor dem Abbruch 1894*

Die Kreuze an Brandenburgs Allen künden vom Schmerz und der Trauer über den tragischen Verlust von bei Verkehrsunfällen ums Leben gekommenen, zu meist jungen Menschen. Der Tod von Kindern und Jugendlichen wurde auch in den vergangenen Jahrhunderten – trotz oder vielleicht auch gerade wegen der hohen Kindersterblichkeit – als besonders schreckliches Ereignis empfunden. Ein Zeugnis davon legen die in und aus märkischen Dorf- und Stadtpfarrkirchen erhaltenen Denkmäler eines anrührenden Brauches beim Ledigenbegräbnis ab: die Totenkronen und Totenkränze für unverheiratet Verstorbene sowie die zu ihrer Präsentation gefertigten Kronenbretter und Kronenkästen.

Totenkronen waren im gesamten deutschsprachigen Raum etwa vom Ende des 17. Jahrhunderts bis teilweise weit ins 19. Jahrhundert hinein das wichtigste Attribut des als Hochzeit verstandenen Begräbnisses ledig Verstorbener beiderlei Geschlechts. Die Kronen wurden dabei vornehmlich Säuglingen, Kindern und jungen Menschen bis zu etwa dreißig Jahren (in Ausnahmen auch Älteren) als Ersatz für die zu Lebzeiten entbehrte Brautkrone verehrt. In diesem Brauch lebte die heidnische Totenhochzeit fort, die dem zu früh Ver-

storbenen – auch aus Sorge vor seinem Unwillen – sein Recht auf Vermählung noch im Tode zugestand. Sie wurde in die christliche Himmelhochzeit überführt, indem man die Kronen als Lohn für ein tugendhaftes und jungfräuliches Leben verlieh. Sie machten aus den Verstorbenen himmlische Bräute und Bräutigame, die unmittelbar in das Reich Gottes eingingen und dort Fürsprache für ihre Hinterbliebenen nehmen konnten. Entwickelt hatte sich die Totenkrone aus dem bräutlichen Schmuck, der Ledigen seit dem christlichen Mittelalter mit ins Grab gegeben wurde. Die kostbarer werdenden Gebilde befestigte man schließlich zur Repräsentation auf dem Sarg, den hochzeitlich gekleidete junge Menschen zum Grab trugen. Die von Paten, gleichaltrigen Gefährten oder Angehörigen gestifteten und häufig auch angefertigten Totenkronen wiesen eine erstaunliche Variationsbreite in Form, Material und Ausschmückung auf.

In der Mark Brandenburg wurde der Totenkronenbrauch mehr als zweihundert Jahre lang wahrscheinlich in allen Städten und Dörfern gepflegt. Hier war es üblich, die Kronen nach dem Begräbnis zum Gedächtnis an die zu früh Verstorbenen und zur Anteilnahme der gesamten Gemeinde in den Kirchen auf-

*Dr. Sylvia Müller ist als freiberufliche Kunsthistorikerin im Bereich Denkmalpflege tätig.*

zubewahren. Man hing sie an Nägeln auf oder fertigte zu ihrer Präsentation zunächst Konsolbretter, später auch verglaste Gehäuse und Bilderrahmen, die man an Wänden, Pfeilern und Emporen anbrachte – oft in unmittelbarer Nähe zum Sitzplatz der betroffenen Mutter.

Das hohe Alter des Brauches in der Mark ist durch eine Berliner Kirchenordnung von 1649 belegt: »Hierbey wird zu anfangs praemittiret, daß hinfuerter die Pathen oder Gevattern den Kindern Jungfern oder Gesellen zu dero Begräbnis und Sepulturen keine Kränze mehr schicken sollen, denn dieses alles vor ein unnoetiges Gepraenge, womit so wenig den Todten als Lebendigen nicht gedienet, billig zu achten; ...« Wie im Rahmen des Begräbnisses mit den erwähnten Kränzen verfahren wurde, geht aus der Quelle nicht hervor. Von 1671 datiert dann die älteste schriftlich erwähnte



*Totenkronenbrett für Fräulein von Minkwitz, gest. 1751, Dorfkirche Groß-Jehser (Lkrs. Oberspreewald-Lausitz, Foto: S. Neuhäuser)*

Krone aus künstlichen Blüten, die in der Dorfkirche Schwaneberg (Lkr. Uckermark) auf einem Konsolbrett ausgestellt war. Seine Blüte erlebte der Brauch in der zweiten Hälfte des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Dafür sprechen neben den verstreuten Schrift- und Bildquellen vor allem die in den zurückliegenden Jahren entdeckten letzten Denkmäler des Totenkronenbrauches.

Die umfangreichste und älteste Gruppe stellen dabei die aus Dorfkirchen stammenden hölzernen Totenkronenbretter dar, die auch für die Städte Brandenburg und Bernau nachgewiesen sind. Die einst auf ihnen zur Schau gestellten Kronen sind bis auf wenige Ausnahmen verloren gegangen. Das älteste bislang aufgefundene Brett befindet sich in der Dorfkirche Berlin-Kaulsdorf. Es ist zwei Geschwistern gewidmet, die im Sommer 1716 mit 23 und 27 Jahren innerhalb von zwölf Tagen gestorben sind.

Die Kronenbretter weisen eine überraschende Vielfalt und eine teilweise bemerkenswerte Qualität auf. Sie besitzen oft ein gestrecktes Format und können bis zu 1,50 Meter lang sein. Ihre vielgestaltigen Konsolen sind oben, in der Mitte oder unten angesetzt. Vielfach schmücken volkstümliche, ikonografisch durchaus bedeutungsvolle Maleereien wie Rosen, Tulpen, Blattwerk, Wolken, Herzen und Kronen die farbig gefassten Bretter. Sämtliche Stücke sind beschriftet mit dem Namen, den Geburts- und Sterbedaten sowie oft auch der genauen Altersangabe: »Krone Zum andenkken, / des Christian Fridrich Petsch / Andreas Petschens, Krüger / in Düratz, lieb gewesenes Söhn/lein, ist gebohren d 5 Decemder / 1755 in Düratz, 2 und 1 halb Jahr / ist er bey die großEltern wohler-/zogen worden, er ist alhier gestor/ben d 12 Julius 1760. ist alt / worden. 4 Jahr. 7 Monath. 7 Tag.« Oft findet sich auch ein dem Verstorbenen in den Mund gelegter liebevoller Trostspruch an die Hinterbliebenen: »Eltern, faltet eure Hände / dankbar preisend himmelwärts / all mein Schmerz hat nun ein / Ende, aus gelitten hat mein Herz / unter heiligen Jubelpsalmen / dank ich Gott ietzt sein Erbarmen« (1840). Unter den gelegentlich in den Kirchenbüchern verzeichneten Todesursachen sind meist medizinisch nicht eindeutig zu definierende Krankheiten genannt wie »Gehirnentzündung, Krämpfe, Frieseln, Abzehrung, Nervenfieber, Schlagfluß«. Bei etlichen der jung Verstorbenen handelt es sich um in den Kriegen Gefallene und auswärts Begrabene. Auf



Dorfkirche Herzberg (Lkrs. Oder-Spree), Foto: H. Ludwig |

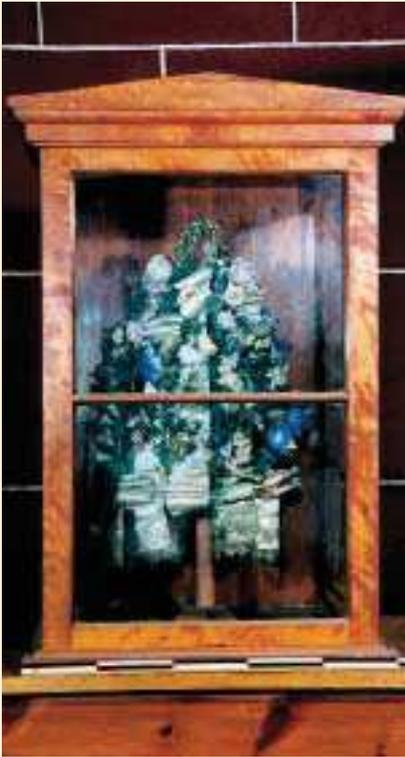
dem Lande wurden die Konsolbretter überwiegend von Bauern, Büdnern, Kossäten, Krügern und auch Pfarrern gestiftet und möglicherweise selbst gefertigt. Sie waren jeweils für eine Krone konzipiert. Für zwei etwa gleichzeitig gestorbene Geschwister fertigte man Doppelbretter.

Auch der Landadel beteiligte sich an dem Brauch, wie das qualitätvolle Kronenbrett in der Dorfkirche Groß-Jehser (Lkr. Oder-Spree) beweist. Es ist dem 1751 mit 15 Jahren verstorbenen Fräulein von Minkwitz gewidmet. Seine drei Konsolen über denen je eine geschnitzte Krone schwebt, präsentierten einst sicherlich recht aufwändige Totenkronen. Konsolbretter für mehrere Kronen hat es vereinzelt auch in den Städten gegeben, doch hielt sich in der Mark die Stiftung von Totenkronen insgesamt anscheinend in Grenzen. Leihkronen sind hier nicht nachweisbar, die andernorts von der Obrigkeit eingeführt wurden, um den Luxus mit den zahlreichen und

kostbaren Eigenkronen für nur eine Person zu unterbinden. Sie bestanden vorzugsweise aus Metall und konnten beim Pfarrer gegen eine Gebühr ausgeliehen werden. Es kam vor, dass ein und dieselbe Krone als Totenkrone beim Begräbnis ledig Verstorbener und als Brautkrone bei Hochzeiten Verwendung fand.

Es sind nur wenige ländliche Totenkronen in und aus märkischen Dorfkirchen erhalten geblieben. Sie weisen die Form der Bügelkrone und die des Kranzes auf.

In der Dorfkirche Ketzür (Lkr. Potsdam-Mittelmark) befindet sich eine schlichte Krone aus Weidenruten vom Anfang des 19. Jahrhunderts. Sie ist mit gerollten farbigen Papierstreifen besteckt. Am Kopfreif hängen Reste von Seidenbändern, die seinerzeit teuer waren. Eine einzigartige Sammlung ländlicher Totenkronen aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist in Herzberg (Lkr. Oder-Spree) erhalten. Hier sind die



*Totenkronen von 1851, St. Marien in Bernau (Lkr. Barnim), Foto: H. Ludwig*

Kronen in verglasten Kästen mit Inschriftentafeln ausgestellt und dokumentieren die Spätform dieses Brauches. Die aus künstlichen Myrten- oder Mimosenzweigen mit weißen Blüten geformten Bügelkronen sind in zwei Fäulen mit Glasperlen geschmückt. Ihre farbigen Seidenbänder hängen von den Kästen herab. In Herzberg gibt es auch zwei Totenkranze, die ebenfalls aus künstlichen Myrten mit weißen Blüten gewunden sind.

Beim verglasten Kronenkasten scheint es sich um eine städtische Erfindung zu handeln, die vermutlich um 1800 – wohl zum besseren Schutz der Kronen – neben den Konsolbrettern aufkam. Ein einmaliger Fundus von städtischen Totenkronen in Hängekästen vom Ende des 18. und aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts findet sich in der Stadtpfarrkirche St. Marien in Bernau (Lkr. Barnim). Gestiftet wurden die Kronen für Bürgerkinder. Im ältesten Kasten von 1796 scheinen vier kegelförmige Kronen für einen mit 24 Jahren verstorbenen Jugendlichen zu liegen. Die übrigen sieben Einzelkronen sind deutlich größer und mit kostbaren, bortenbesetzten Seidenbändern, teils farbenfrohen Kunstblüten und gelegentlich auch mit glänzenden Glasperlen prächtig geschmückt. Die damals kostspieligen Kronen dürften das Werk von Putzmacherinnen sein.



*Dorfkirche Kaakstedt (Lkr. Uckermark)*

In der Spätphase des Brauches, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, begegnet man auch standardisierten, tiefen, verglasten Bilderrahmen. Sie bergen Kränze aus künstlichen Myrten nebst einem breiten Seidenband oder Seidenkissen mit aufgesticktem Kranz. Man kann auch größere Rahmen mit Kränzen von mehreren, in einer Familie verstorbenen Kindern entdecken. Die gerahmten Kissen sprechen dafür, dass man auf ihnen ursprünglich die Kronen zum Grab getragen hat. Sie wurden schließlich selbst zum Gedächtnismal.

Der Totenkronenbrauch lebte in der Mark Brandenburg in Relikten vereinzelt bis ins 20. Jahrhundert hinein fort: »Stirbt eine Jungfrau, so wird sie als Himmelsbraut mit Myrthenkranz und Schleier in weißem Sarge bestattet und die jungen Burschen des Ortes opfern zusammen einen großen Kranz mit Schleife; ist ein Jüngling abgeschieden, so wird ein gleicher Kranz von den Jungfrauen gewidmet.«

Auf seinen Wanderungen durch die Mark Brandenburg fand Theodor Fontane noch zahlreiche märkische Dorfkirchen vor, deren Atmosphäre von den Totenkronen in einem heute kaum mehr vorstellbaren Maß bestimmt wurde: »Die Kirchentür ist angelehnt; wir treten ein und halten Umschau in dem schlichten Raume: weiße Wände, eine mit Holz verschlagene Decke und hart an der Giebelwand eine ängstlich hohe Kanzel, zu der eine gradlinige Seitentreppe führt. Und doch das Ganze nicht ohne stillen Reiz. Krone neben Krone; gestickte Bänder, deren Farben halb oder auch ganz verblaßten; dazwischen Myrten und Immortellenkränze im bunten Gemisch.« Siebzig Kronen und

Kränze zählte Fontane in der Dorfkirche Alt-Geltow (Lkr. Potsdam-Mittelmark) und bezeichnete sie als ihren »besten Schmuck«. Im Unterschied zu ihm empfanden vor allem die Geistlichen die Zeugnisse des ohnehin nur geduldeten Brauches als Staubfänger und Ablenkung für die Gläubigen. So kritisierte schon 1824 der Kyritzer Superintendent anlässlich seiner Visitation der Landkirchen: »Sehr viele haben noch unförmlich bunt bemalte Decken und verfallene, schmutzige und mit alten zerlumpte und bestäubten Tottenkränzen bedeckte Wände.« Er forderte, Reinheit und Klarheit in den Kirchen zu schaffen, was im 19. und 20. Jahrhundert dann auch gründlich geschah. Nicht nur Fontane bedauerte dies sehr: »Es ist jetzt Sitte geworden, die Kirchen dieses Schmuckes zu berauben. ... Man nimmt den Dorfkirchen oft das Beste damit, was sie haben, vielfach auch ihr Letztes. ... Nur die Braut- und Totenkronen blieben noch. Sollen nun auch diese hinaus? Soll alles fort, was diesen Stätten Poesie und Leben lieh? Was hat man denn dafür zu bieten?«

Mit der nahezu vollständigen Entfernung der Kronen und Kränze aus den märkischen Kirchen ging das Wissen um den Totenkronenbrauch und seine Zeugnisse weitgehend verloren, so dass auch die wenigen bis heute überkommenen Stücke vielfach in ihrem Erhalt bedroht sind. Es ist an der Zeit, sie als einzigartige Denkmäler der volkstümlichen Sepulkralkultur zu schätzen und zu schützen, bringen sie uns doch auf so berührende und eindringliche Weise die Schicksale der Menschen aus Brandenburgs längst vergangenen Zeiten nahe.

# Ulrich Schöntube

## Rätselhafte Herzensbilder

### Entdeckungen in drei uckermärkischen Kirchen

*Ulrich Schöntube ist Theologe und promoviert z.Z. über protestantische Emporenmalerei in Brandenburg.*

In den drei uckermärkischen Dorfkirchen Kunow, Casekow und Dedelow bieten sich jedem auswärtigen Besucher unerwartete, ja manchen gar verblüffende Eindrücke. Glaubt doch jeder halbwegs Bibelkundige, sich in den Themen der protestantischen Bilderwelt – zumeist konzentriert auf die biblische Heilsgeschichte – sicher auszukennen. Was sich ihm aber an Emporen, Gestühl oder Kanzelaltar jener Gotteshäuser präsentiert, fällt vollends aus dem vertrauten und problemlos zu deutenden Themenbereich heraus: geheimnisvolle barocke Herzensdarstellungen, für die sich kaum hinlänglich erklärende Worte in der Heiligen Schrift finden lassen. Um die Herkunft und die Deutung dieser seltsamen Herzensbilder zu erschließen, muss man zeitgenössische Publikationen eines schreibfreudigen Pfarrers aus der nahen pommerschen Residenzstadt heranziehen.

Als der Stettiner Theologe Daniel Cramer am 5. Oktober 1637 die Augen schloss, blickten die Trauernden auf ein ereignisreiches und schaffensfreudiges Leben zurück. Aus der erhaltenen Beerdigungsansprache kann man den Lebensweg des gemäßigten Lutheraners erschließen. Cramer war ein begnadeter Prediger und ein geachteter Theologe. Eine von ihm verfasste Pommersche Kirchenchronik erschien zu seinen Lebzeiten mehrmals. Für seine pointierten biblischen Kommentare war der Stettiner weit über die Grenzen Pommerns hinaus bekannt. Anscheinend unbeachtet blieben hingegen seine beiden emblematischen Werke, über die sich kaum literarische Reflexionen finden lassen. Doch gerade sie waren im außerliterarischen Bereich in Kirchen der Uckermark und des Ostseeraumes äußerst wirkungsvoll. Es handelt sich um die 1624 vollständig erschienenen *Emblemata Sacra* und um die 1630 erstmals gedruckten *Emblemata Moralia Nova*.

Die emblematische Kunst war seit dem Erscheinen des ersten Emblem-

buches durch den italienischen Juristen Andreas Alciatus im Jahre 1530 unter den Gelehrten sehr beliebt. Unter einem Emblem verstand man im allgemeinen ein dreiteiliges Gebilde, zu dem eine kurze Überschrift (Motto), ein Sinnbild (Icon) und ein kunstvoll verfasstes Gedicht (Epigramm) gehörten. Diese eigentümliche Verbindung von Poesie und Bild sollte anregen, über ein Thema aus

dem moralisch-ethischen oder aus dem religiösen Bereich nachzudenken. Cramer nahm sich dieser Kunst in seinen Emblembüchern an, wobei er das Schema leicht veränderte. Eine Buchseite sieht in den *Emblemata Sacra* und in den *Emblemata Moralia Nova* folgendermaßen aus: Auf der rechten Seite befinden sich Bibelvers, Kupferstich, Motto und als Epigramm ein zweizeiliger lateini-

DECAS III.

119

EMBLEMA XXIX.

Vermis eorum non morietur, & ignis eorum non extinguetur.

Esa. 66. 24.

Ihr Wurm wird nicht sterben.



Conscia mens pravi requiei expertia sentit  
Vulnera: carnificem hunc, quisquis es, ergo cave.

I RE

Seite aus den *Emblemata Sacra* von D. Cramer (1624)

scher Vers (Abb. 1), den Cramer verfasste. Auf der gegenüberliegenden Seite ließ Cramers Drucker, der Frankfurter Lucas Jennis, weitere Gedichte hinzufügen, die deutsch, lateinisch, französisch und italienisch formuliert waren. Die Kupferstiche ließ Lucas Jennis wahrscheinlich nach den Vorschlägen Cramers anfertigen, denn es heißt in dem Titel des Buches, die Embleme seien »inventiert (d.h. erfunden) und angegeben« durch den Stettiner. Künstlerisch ausgeführt wurden die Stiche von einer Werkstatt, an der Matthäus Merian beteiligt war. Der bekannte Kupferstecher hielt sich zwischen 1623 und 1626 mehrfach in Frankfurt am Main auf und war unter anderem für Jennis Verlag tätig.

Insbesondere die *Emblemata Sacra* mit ihren Herzensbildern scheinen sich im 17. Jahrhundert einer großen Beliebtheit erfreut zu haben. So finden sich die Herzensbilder heute noch in neun dänischen und schwedischen Kirchen. Besonders viele Embleme Cramers wurden in einer Schlosskirche im schwedischen Läckö rezipiert. Dort finden sich insgesamt 64 Tafeln am Gestühl und an den Wänden der Kirche. Man übernahm aus dem Emblembook die Bilder, das lateinische Motto und die Bibelstellenangabe.

Die Breite dieser Rezeption der Emblemik Cramers in der schwedischen Schlosskirche ist mit der Ausstattung der Dorfkirche im kleinen uckermärkischen Dorf Kunow vergleichbar. An dem Gestühl werden auf 61 Tafeln Cramers Embleme wiedergegeben. Das Motto formulierte man für die bäuerlichen Adressaten und entsprechend dem deutschen Gedicht auf der linken Seite des Emblembookes in der Landessprache. Die Maler in Kunow verzichteten bei der Abbildung der Embleme auf die Epigramme, die bei einem Emblem den Zusammenhang von Motto und Bild deuten. Dies war bei der außerliterarischen Rezeption von Emblemen in der Zeit wahrscheinlich aus ästhetischen Gründen allgemein üblich. Da sich Cramers Embleme erst in ihrer bildlich-literarischen Gesamtheit erschließen, bewirkt das Fehlen des Epigramms, dass die Embleme einen rätselhaften Charakter bekommen. Mit den Epigrammen der Quelle für die Kunower Tafeln lassen sich sehr genau die Inhalte der Embleme bestimmen. An dieser Stelle ist es natürlich nicht möglich, alle Embleme eingehend zu besprechen. Es lässt sich jedoch beschreiben, durch welche Idee die Gestaltung des Kunower Kirchenraumes geprägt ist. Die Embleme, die aus der Quelle ausgewählt wurden, lassen einen Grundgedanken der lutherischen Theologie erkennen. Der

Mensch hat eine doppelte Existenz: Er ist Gerechtfertigter und Sünder zugleich. So lassen sich in Kunow viele Embleme finden, welche die Rechtfertigung und deren Folgen für das Leben des Glaubenden ausdrücken. Beispielsweise ist hier die Tafel »Ich werde erlöst« (Abb. 4) zu nennen. In ihrem Epigramm heißt es:

*»Das Hertz an d' Welt verknüpfet ist/  
Mit Sorgen wol belegt:  
So balds erlöset durch JESum Christ/  
Gen Himmel sich's bewegt.«*

Andere Tafeln thematisieren sehr deutlich die Gefahr des Fallens unter die sich verbergende Sünde. Als Beispiel mögen hier das eingangs abgebildete Emblem und dessen Wiedergabe gelten (Abb. 2). In dem entsprechenden Epigramm der Quelle heißt es:

*»Ich fürcht die Hell.  
Der nagen Wurmb ohn alle Mas/  
Dein Gwissen plagen thut:  
Das machen deine Sünde gros/  
Dein Sehl halt wohl in Hut.«*

Die unter dem erkennbaren theologischen Kriterium ausgewählten Tafeln wurden im Kirchenraum größtenteils so angeordnet, dass die zur Einzelmeditation einladenden Tafeln keine logisch aufbauende Folge darstellen, sondern thematische Verknüpfungen mit den nebenstehenden Tafeln ermöglichen. Dass eine Einzelbetrachtung der Tafeln Vorrang vor einer logisch schlüssigen Tafelfolge hat, ist unter anderem auch an der Wiederholung bestimmter Themen zu erkennen, die auf diese Weise vertieft werden sollen. So finden sich beispielsweise in Kunow mehrere Tafeln, die sich dem Thema der »Einwurzelung« in Christus widmen.

Einen deutlichen theologischen Plan lassen auch die Embleme in der Dorfkirche Casekow erkennen, das unweit von Kunow liegt. Dort befinden sich in der Brüstung des Aufgangs und in zwei Kartuschen des Kanzelaltars von 1721 Embleme Cramers. Sie sind in ihrer Ausführung den Kunower Emblemen ähnlich. Die Embleme wurden passend zum liturgischen Gegenstand gewählt. So behandelt beispielsweise ein Emblem, dass das Heilsgeheimnis der Erlösung durch die erleuchtete Schriftauslegung dem Glaubenden erschlossen wird (Abb. 5 Illuminor).

Abbildung oben und rechts:  
Dorfkirche Kunow

Abbildung Mitte:  
Dorfkirche Dedelow





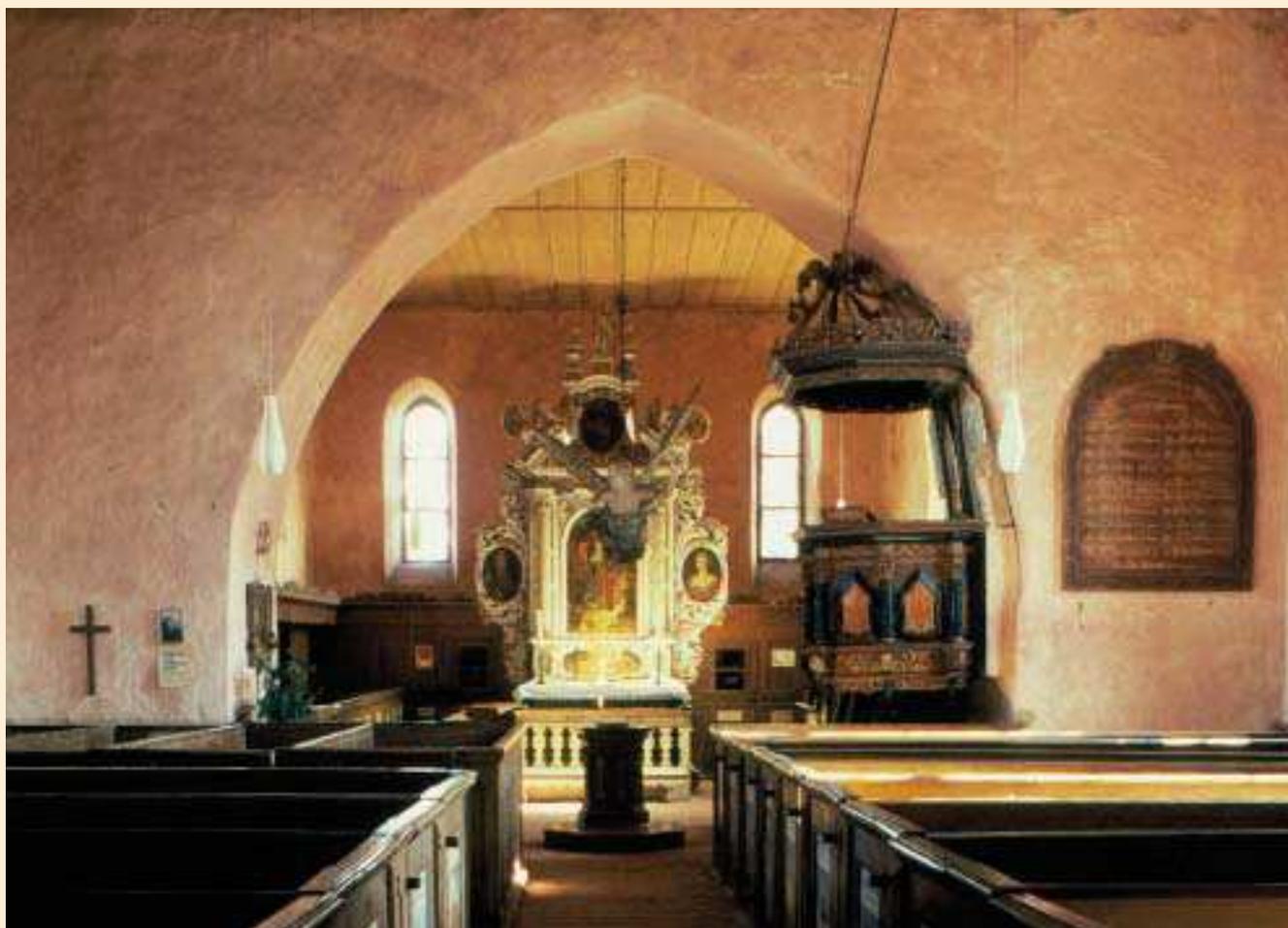
Auch in der nördlich von Prenzlau gelegenen Dorfkirche Dedelow finden sich Embleme, die auf Cramers Werk zurückgehen. Es handelt sich um 16 Embleme, die an die Brüstung des dreiteiligen Patronatsgestühls gemalt sind. Die Ausführung der Malerei ist im Vergleich zu Kunow filigraner und in der Gestaltung des Hintergrundes viel stärker an der Vorlage orientiert (Abb. 3). In Dedelow entschied man sich, den gesamten Bibelvers zu dem Emblem aus der Vorlage zu übernehmen. Er steht oberhalb der Bildtafel und ist kaum noch zu erkennen. Im Vergleich zur Kunower Ausstattung ist interessant, dass sich die Dedelower Maler für die Beibehaltung der lateinischen Überschriften entschieden. Erstaunlicherweise wurden auch die jeweiligen Nummern aus dem Emblem-buch hinzugefügt. Wurden Emblem-buch und Tafelmalerie in einem Zusammenhang verwendet?

Über die Funktion dieser Emblem-malerei in den drei uckermärkischen Kirchen lässt sich anhand der ihnen zugrunde liegenden Quellen wenig sa-

gen. Die Emblem-bücher Cramers dienten nach Aussage eines Vorwortes als »Stamm- und Gesellenbuch«, das heißt der Meditation durch den Einzelnen. Allerdings sind Predigten aus dem 17. Jahrhundert bekannt, denen Embleme als Erklärungshilfe dienten. Solche Emblem-predigten wurden auch in entsprechenden Postillen gesammelt, wovon Bücher Johann Dilherr's und Johann Sauberts zeugen. Allerdings haben sich in solchen überlieferten Predigten keine Embleme Daniel Cramers gefunden, so dass die Frage, welche Funktion diese Bilder hatten, von der Quellenlage her nicht eindeutig zu beantworten ist. Da die Sinnbilder ohne das Wissen um die dazugehörigen Texte sich inhaltlich nicht ohne weiteres ganz erschließen, wird man annehmen können, dass die Bilder einer Erklärung bedurften und demzufolge in katechetischen Zusammenhängen verwendet wurden. Damit geben die Bilder ihr eigenes Zeugnis von dem benadeten Stettiner Prediger Daniel Cramer.

Abbildung oben: Dorfkirche Casekow

Innenraum der Dorfkirche in Kunow



Sibylle Badstübner-Gröger

## Sächsische Adelskultur in Brandenburg

Das Ensemble aus Schloss, Park und Kirche in Lindenau



Schloss Lindenau, Foto: E. Wohlgezogen |

Die Dorfkirchen Brandenburgs standen häufig unter dem Patronat adliger Familien. Die jeweilige Herrschaft oder die Patronatsherren, die die Schlösser oder Herrenhäuser in den Dörfern hatten erbauen sowie die Parks und Gärten anlegen lassen, trugen auch die Baulast der Kirchengebäude und nutzten sie vor allem für ihre Grablagen. Mittelalterliche Kirchen wurden meist im 17. – 19. Jahrhundert unter den Herrschaftsfamilien auf deren Kosten verändert oder neu ausgestattet.

Da die Herrenhäuser nach 1945 fast immer ihre Ausstattung verloren haben, lassen sich heute Hinweise auf den Adel und dessen Familien vor allem in den Dorfkirchen finden. Nur selten waren in den Herrenhäusern selbst auch Sakralräume integriert, wie beispielsweise in Hoppenrade (Lkr. Havelland), wo der nördliche Trakt der Dreiflügelanlage die Patronatskirche beherbergt, die zugleich auch Dorfkirche ist. So erinnern in den

Kirchen Grabsteine und Epitaphien an die Patronatsfamilien. Aber auch Dotationen von Altären und Kanzeln, von Logen und Gestühl, von Taufen, Orgeln und Kelchen, die entweder die Initialen des Stifters, Wappen oder auch Inschriften tragen, repräsentieren die Patronatsfamilien im Kirchenraum.

Eine beispielhafte Einheit von Schloss, Park, Kirche und Dorf ist Lindenau im Landkreis Oberspreewald-Lausitz. Das heute leider leer stehende Schloss, bis 1993 war hier nach anderen Nutzungen ein Kinderheim untergebracht, gehörte ursprünglich zum niederschlesischen Regierungsbezirk Liegnitz, danach zu Sachsen, 1952 zum Bezirk Cottbus und seit 1990 zum Land Brandenburg. Das Dorf geht auf eine mittelalterliche deutsche Siedlung zurück. Die ältesten Nachrichten nennen »Ritter von Lindenau«, die als Uradel der Mark Meißen hier ein Rittergut gegründet hätten.

*Dr. Sibylle Badstübner-Gröger, Kunsthistorikerin, arbeitete an der Deutschen Akademie für Wissenschaften und der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Künste. Sie ist Vorsitzende des Freundeskreises Schlösser und Gärten der Mark.*

Die Dorfstraße des langgestreckten Straßendorfes, von Ortrand kommend, führt zum Schloss und an der Patronatskirche vorbei, die 1662/68 durch die dort etwa zweihundert Jahre ansässige Familie von Minkwitz errichtet wurde.

Den Schlossbereich betritt man durch ein um 1690 erbautes Torhaus. Das Schloss, von einem Graben umgeben und an Stelle einer Wasserburg errichtet, geht auf ein zweigeschossiges, blockhaftes Festes Haus von 1584 zurück. Zur Gartenseite hin, im Winkel der neubarocken Dreiflügelanlage, ist noch der ehemalige schlanke Treppenturm erhalten. Auch die kreuzgratgewölbte Eingangshalle mit einem aufwändigen Kamin und einzelne Türrahmungen gehören noch in die Zeit des 16. Jahrhunderts. Um 1609 ließ Caspar II. von Minkwitz dem Bau zur Dorfseite hin einen neuen achtseitigen, hohen Treppenturm als weithin sichtbaren Blickpunkt anfügen und das Gebäude durch Zwerchhäuser (querstehende Dachgiebel) erhöhen. Turmhaube und Laterne sind erst später, 1783, ausgeführt worden.

Im späten 18. Jahrhundert wurden auch die Innenräume neu ausgestattet, dafür spricht vor allem der Regence-Decor in den oberen Schlossräumen.

Als Schöpfer des barocken Gartens wird 1736 ein Herr von Gersdorff, der damals Lindenau besaß, erwähnt. Die barocke Mittelachse und das im Parterre, vor der Gartenfront, liegende Wasserbassin mit Putten der vier Jahreszeiten aus dieser Zeit sind heute noch zu sehen. Aber schon der sächsische Minister Graf Brühl, der ebenfalls einige Jahre im Besitz des Schlosses war, hatte den Barockgarten zu einem weiträumigen Landschaftspark umgestalten lassen, dessen Baumbestand zu großen Teilen noch erhalten ist und von einer



*Kirche und Torhaus,  
Foto: E. Wohlgezogen*



*Schlosskirche von Osten*



*Wappenschild der Familie von Minkwitz*

Mauer umgeben wird. Der sich heute dort südwestlich befindende Brunnen mit Delphinen aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts stammt allerdings aus dem Park des nahe gelegenen Renaissanceschlosses von Großmehlen.

Das Lindenauer Schloss hat zum Ende des 19. Jahrhunderts bis in die 1920er Jahre unter der Herrschaft der Grafen zu Lynar eine eingreifende historische Überformung erfahren. Zur Hofseite hin blieb das Renaissancebild zwar bestimmend, aber zur Gartenseite hin entstand eine neubarocke Dreiflügelanlage. So ließ Alexander Graf zu Lynar zur Gartenseite zwei Seitenflügel mit Giebeln im neubarocken Stil anbauen, eine Terrasse mit Freitreppe anlegen, ein Mansarddach errichten und nördlich einen Küchentrakt mit Rundturm und Kegeldach sowie südlich einen weiteren Anbau anfügen. Durch diese Anbauten kam es auch im Inneren zu bedeutsamen Veränderungen, neue Säle mit ansprechender Gemälde- oder Stuckausstattung sowie Kamine entstanden. Nur der Kamin im Obergeschoss mit der fein gearbeiteten Marmorumrahmung ist wohl italienischer Herkunft und gehört in die Zeit um 1600.

Die Kirche wurde nur wenige Jahre nach dem Dreißigjährigen Krieg durch Loth Gotthard von Minkwitz als Dorf- und Patronatskirche sowie als Grablege der Familie erbaut, und zwar »auf eigene Kosten ohne Zuthuung oder Beyhülfe einiges Unterthanen«, wie anerkennend der damalige Pfarrer von Lindenau berichtete. Vermutlich auf

den Fundamenten eines hölzernen Vorgängerbaus entstand ein einfacher verputzter Saalbau mit dreiseitigem Ostschluss, der durch einen Anbau mit dem Torhaus verbunden ist.

Die Familie von Minkwitz prägte auch die Ausstattung des Kirchenbaus. Nur die Kanzel von 1635 stand vermutlich schon im Vorgängerbau, während der später veränderte Altaraufsatz von 1670 zum Bau von 1662/68 gehört, ebenso wie die Patronatslogen beidseitig des Chores. Von Interesse sind vor allem die sehr qualitätvollen, großen figürlichen Grabmäler. Ins Auge fällt besonders das aufwändig gestaltete, figurenreiche Wandgrab mit der Figur und mit Porträtmedaillons der Verstorbenen sowie den Figuren von Chronos, einer Trauernden und einem Todesgenius. Das Grabmal ist laut Inschrift von Carl Christian v. Minkwitz 1709 gestiftet und südöstlich in den Chor eingefügt worden. Es war für seinen Vater, Caspar Ehrenreich v. Minkwitz († 1705) und dessen Söhne, Loth Siegmund und Gottlob Ehrenreich bestimmt. Der Bildhauer dieses prachtvollen Grabmals ist nicht überliefert, er dürfte jedoch am sächsischen Hof tätig gewesen sein. Andere Grabsteine, z.T. verdeckt am Boden liegend, zeigen die Verstorbenen in Rüstung und mit Inschrifttafeln. Sie verweisen auf die früheren Patronatsherren von Lindenau, auf Peter v. Hellwigsdorf († 1631), ferner auf Mitglieder der Familie von Minkwitz, auf Loth Gotthard († 1678) und auf Rudolf Georg v. Minkwitz († 1697) und auf Familienangehörige derer v. Gersdorff († 1652 und † 1678).

In den vergangenen Jahren wurde die Lindenauer Schlosskirche aufwändig saniert: Dachstuhl und Dach wurden instand gesetzt, durch Absenkungen entstandene Risse im Mauerwerk beseitigt und vom Holzwurm befallene Einbauten begast. Fördermittel und die Einwerbung von Spenden ermöglichten die Restaurierung fast des gesamten Innenraumes. In den Fensterlaibungen konnte eine Ausmalung mit Weinranken wiedergewonnen werden. Der Orgelprospekt und das Gestühl wurden restauriert, im Fußbodenbereich wurden Terrakottafliesen verlegt und auch das wertvolle Marmor-Sandstein-Epitaph der Familie von Minkwitz erhielt seine alte Schönheit zurück.

Um das Gesamtensemble wieder zu neuem Leben zu erwecken, wäre eine baldige und angemessene Nutzung des Schlosses zu wünschen. Neben der Kirche wurde auch das Torhaus, in dem ein Heimatmuseum untergebracht ist, in den vergangenen Jahren restauriert und der gut gepflegte Park ist öffentlich zugänglich.

*(Lit.: Barbara Eggers, Schloss Lindenau, in: Schlösser und Gärten der Mark, hrsg. vom Freundeskreis Schlösser und Gärten der Mark, Berlin 1993.)*

An Feiertagen ist die Kirche zumeist geöffnet. Ansonsten ist eine Besichtigung nach **Anmeldung** im evangelischen Pfarramt möglich: Pfarrer Schönfeld Hauptstraße 1, 01945 Lindenau/OL Telefon (03 57 55) 5 22 73

Eva Gonda

## Respekt vor dem Können alter Meister

### Ein Besuch der Orgelwerkstatt Christian Scheffler

*Eva Gonda, Journalistin, ist Redakteurin von »Alte Kirchen«, dem Mitteilungsblatt des Förderkreises*

An der Melzower Orgel hatte nicht nur der Zahn der Zeit genagt. Auch der Zahn des Marders hinterließ deutliche Spuren. Als die alte Kirche des uckermärkischen Dorfes in den vergangenen Jahrzehnten immer mehr verfiel, hatte der behände Vierbeiner genügend Schlupflöcher ausgemacht, hatte das Orgelgehäuse als ideal für eine Hausbesetzung befunden und sein neues Heim nach eigenen Bedürfnissen umgestaltet: Im

Wege stehende Holzleisten der Traktur wurden durchgebissen, Lederteile als besondere Leckerbissen angeknabbert, die Stabilität der Zähne an Zinnpfeifen getestet. Dass es stellenweise in die gute Stube regnete, störte ihn nicht. Bei den diesjährigen Melzower Sommerkonzerten erklingt die Orgel in ihrer originalen Klangfülle.

145 Jahre ist sie alt, war 50 Jahre lang nicht mehr spielbar und gilt heute als

*Der Orgelbauer Christian Scheffler am restaurierten Wolfsteller-Organpositiv im Sieversdorfer Gutssaal*

eine Rarität unter ihresgleichen. Denn das Instrument ist in seinen Bestandteilen nahezu komplett im Originalzustand erhalten. Umso wichtiger war es den Mitgliedern des Vereins »Freunde der Melzower Kirche«, dass dieses Kleinod mit allem Respekt vor seiner Geschichte ganz behutsam restauriert wurde. Mit der Orgelwerkstatt Christian Scheffler, Sieversdorf im Landkreis Oder-Spree, hatten sie genau die richtigen Spezialisten dafür gefunden.

Dabei ist die Sieversdorfer Werkstatt, gemessen an der Jahrhunderte langen Tradition des uralten Handwerks, noch recht jung. 1990 hatten sich junge Leute um Christian Scheffler, die damals bei der Orgelbaufirma Sauer in Frankfurt (Oder) tätig waren, zusammengefunden, um eine neue Werkstatt zu gründen. Sie wollten ganz bewusst an die Erkenntnisse des klassischen und romantischen Orgelbaus anknüpfen. So bildet seit Anbeginn die Restaurierung historischer Instrumente, vornehmlich des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts, den Schwerpunkt in der Tätigkeit der Werkstatt Christian Scheffler.

Die Geschichte des Orgelbaus reicht allerdings noch viele weitere Jahrhunderte zurück. Erfunden wurde die Orgel schon im dritten Jahrhundert vor Christus, in der Spätantike spielte man sie als weltliches Instrument bei heiter-geselligen Anlässen und sogar im Zirkus. Bei Ausgrabungen der römischen Kolonie Aquincum in Ungarn wurden Reste einer Orgel aus dem Jahre 228 nach Christus entdeckt; sie besaß vier Register mit je 13 Tönen. In den folgenden Jahrhunderten eroberte die Orgel das nördliche Abendland und drang immer mehr als sakrales Instrument in den Kirchenraum ein. Im 15. Jahrhundert war sie bereits technisch hoch entwickelt und besaß schon fast alle wesentlichen Bestandteile, wie sie heutige Instrumente aufweisen. Einen unvergleichlichen Höhepunkt erreichte sie in der Barockzeit sowohl in ihrer Klangfülle als auch in der



prachtvollen Gestaltung ihrer Außenansicht.

Ab Ende des 18. Jahrhunderts wurde der Orgelbau durch neue Klangvorstellungen bestimmt. Die Orgeln beider Zeitaltern versuchen in gewissen Maßen, die Klänge der jeweils typischen Instrumente und Ensembles nachzuempfinden. Im Barock finden wir also verstärkt hochliegende, obertonreiche Register. Im 19. Jahrhundert entwickelten sich große Sinfonie- und Streichorchester mit enormem Klangvolumen und dynamischen Gestaltungsmöglichkeiten. Entsprechend änderten sich auch die Orgeln, indem zum Beispiel streichende Register eingebaut wurden, aber auch zarte Flöten. Die Register klingen insgesamt etwas wärmer. Größere Instru-

mente wurden mit einer Technik ausgestattet, die ein Crescendo oder Decrescendo ermöglichen.

In der Sieversdorfer Orgelwerkstatt weht heute, im dritten Jahrtausend unserer Zeitrechnung, noch die besondere Atmosphäre dieses uralten Handwerks, das wie eh und je großes Geschick, Vielseitigkeit bei der Arbeit mit den unterschiedlichsten Materialien, Wissen um die Geschichte und ein feines Gespür für jedes Instrument, vor allem aber auch Liebe zur Sache voraussetzt. 1768 beschrieb der Musikschriftsteller und Organist Jakob Adlung in seiner »Musica mechanica organoedi« die Orgelmacherkunst so: Sie »...erfordert einen guten Grund in der Mathematik, weil sie stets mit Aus- und Abmessungen zu thun hat.



Orgel in Melzow vor der Restaurierung

**Wir lassen uns auch für Sie etwas einfallen!**  
Friedrich-Engels-Straße 39 · 14482 Potsdam  
Telefon 03 31/29 68 16 · Telefax 03 31/2 80 06 33  
info@baudenkmalpflege.de · www.baudenkmalpflege.de

Es gehören viel Handwerke dazu. Es muß einer ein guter Tischler, Klempner, Schmidt usw. seyn. Nicht weniger muß auch ein guter Orgelmacher die Metalle und Holzarten aus der Physik verstehen; er muß drechseln können; sonderlich aber wird erfordert, dass er die Architektur gründlich inne habe. Es haben auch die Orgelmacher deshalb besondere Privilegia, und heißet diese Sache kein Handwerk, sondern eine Kunst.« – In der Sieversdorfer Werkstatt gelten diese Grundsätze noch heute.

Zwölf Mitarbeiter, jeder auf seinem Gebiet ein Spezialist, dazu zwei Lehrlinge und ein freier Mitarbeiter sind zur Zeit für die Firma tätig. Christian Scheffler, Jahrgang 1954, Orgelbauer und –restaurator, hatte in den vergangenen Jahren das Gebäude der ehemaligen Gutshof-Brennerei behutsam für die neuen Anforderungen umbauen lassen. Wo einst vergoren, destilliert und raffiniert wurde, duftet es jetzt nach Holz, Leim und Schellack, werden Holz- und Metallpfeifen, Windladen und Pneumatik restauriert oder – wenn nicht mehr reparabel – nach alten Vorgaben neu gefertigt, erhalten Spieltische unter behutsamen und fachkundigen Händen ihre zuverlässige Funktion und ihre alte Schönheit zurück. Viele kleine Lederteile und für den Luftstrom zuständige Bälge befinden sich im Innern einer Orgel; sie werden mit Knochenleim befestigt, wie er schon in der Antike verwendet worden sein soll.

Bevor alle diese Einzelteile in der Werkstatt landen, sind umfangreiche Untersuchungen des Instruments an Ort und



Tobias Schramm mit den Holzpfeifen der Melzower Orgel |

Stelle vorausgegangen. Nach einer intensiven Bestandsaufnahme erarbeitet der Orgelrestaurator das Konzept. Christian Scheffler tut das immer mit hohem Respekt vor dem Können seiner Vorgänger, mit großer Ehrfurcht vor der Einzigartigkeit jedes Instruments. In diesem Sinne wird er auch zum Berater des Auftraggebers, sucht er die Verbindung und den Gedankenaustausch mit vielen Musikern, mit den Organisten, die das Instrument spielen. Und oft steht er vor folgendem Problem: Nicht wenige Orgeln sind in den vergangenen Jahrzehnten umgebaut worden; manche

romantische Orgel wurde Opfer der sogenannten Orgelbewegung, die eine Umdisponierung nach barockem Klang-Ideal anstrebte, also den Instrumenten jenen hohen, scharfen Klang wiedergeben wollte. Dunkler klingende Romantik-Pfeifen wurden entfernt und durch hellere, barocktypische ersetzt, zusätzliche Register »implantiert«, die konzeptionelle Ordnung und ursprüngliche klangliche Aussage wurden zerstört. (Um so wertvoller also die Melzower Orgel in ihrem nahezu kompletten Originalzustand.) Das Konzept zur Restaurierung eines solchen Instruments

verlangt dann besonderes Fingerspitzengefühl und gutes Zusammenwirken mit dem Auftraggeber.

In der relativ kurzen Zeit ihres Bestehens hat die Orgelwerkstatt Christian Scheffler bereits bedeutende Großinstrumente der Spätromantik in vielen Teilen Deutschlands und darüber hinaus restauriert. Erwähnt seien nur die Walcker-Orgel im mecklenburgischen Sternberg, die Sauer-Orgeln der Leipziger Thomaskirche und des Bremer Doms oder die Walcker-Orgel der Rostocker Heilig-Geist-Kirche, darüber hinaus aber auch große Instrumente u. a. in Tallinn, Riga, Bergen (Norwegen) und Herrmannstadt (Rumänien). Besonders widmet sich die Firma Scheffler der Erforschung, Bestandsaufnahme, Konservierung, Instandsetzung und Restaurierung historischer Orgeln in der Mark Brandenburg.

Und damit zurück nach Melzow, das mit seiner restaurierten Orgel nun zu einem Zentrum der Musik avancieren will. Beim Besuch vor erst wenigen Monaten rümpfte es noch eigenartig im Orgelgehäuse. Der Marder hatte allerdings schon lange das Weite gesucht. Stattdessen tauchte der dunkle Schopf von Tobias Schramm auf der Empore auf. Der junge Orgelbauer leitete vor Ort all die Arbeiten, die mit der Restaurierung verbunden waren. Er ist mit diesem Instrument verwachsen wie kein anderer, liest in den Spuren der alten Handwerkstechniken, der verwendeten Materialien wie in einem Geschichtsbuch des Orgelbaus. Und das Melzower Instrument erzählt viel, dokumentiert es doch in einzigartiger Weise den Übergang von der barocken zur romantischen Orgel.

Erst während der Restaurierung wurde am Orgelgehäuse eine Inschrift entdeckt, die auf die Buchholz-Nachfolgefirma »Lang und Dinse« hinweist und das Jahr 1859 als Entstehungszeit nennt. Bis dahin war angenommen worden, dass es sich um ein Instrument der Firma Gesell aus dem Jahre 1875 handeln würde. Noch im 18. Jahrhundert gab es in Dorfkirchen kaum Orgeln, erst ab dem 19. Jahrhundert konnte man sich hier und da ein solches, meist kleines Instrument leisten. Melzow machte auch hier eine Ausnahme: Das relativ wohlhabende Handwerkerdorf ließ sich die Sache etwas kosten und bestellte bei der Berliner Werkstatt ein für dörfliche Verhältnisse recht stattliches Instrument; es besitzt drei Register mehr als für eine Dorfkirche damals üblich.



Restaurierte Ernst Sauer-Orgel  
in Gerswalde (Lkr. Uckermark)

Gebaut wurde die Orgel noch ganz traditionell, so wie es auch zu Barockzeiten üblich war. An der Disposition aber ist der Einfluss des 19. Jahrhunderts deutlich: Manual: Bourdon 16', Principal 8', Gedact 8', Salicional 8', Octave 4'. Rohrflöte 4', Quinte 2 2/3, Octave 2', Mixtur 3-fach; Pedal: Subbass 16'. Violon 8'; Nebenzüge: Pedalcoppel, Evacuant, Glocke. Hier wurde also mit dem Salicional 8' schon ein Streichregister verwendet, wie es in der Romantik in Mode kam.

Dass die Orgel all die Unbilden fünfzigjähriger Vernachlässigung erstaunlich gut überstand, ist der sehr soliden Handwerksarbeit ihrer Erbauer vor fast anderthalb Jahrhunderten zu danken. Dennoch hatten die Restauratoren jetzt reichlich zu tun. Die mehr als 600 Pfeifen wurden ausgebaut und in die Werkstatt gebracht, wurden dort repariert, ergänzt oder originalgetreu nachgearbeitet – und ganz zum Schluss alle 600 wieder eingebaut und einzeln gestimmt. Die Windladen, durch eindringendes Regenwasser zum Teil stark beschädigt, gingen den gleichen Weg; an ihnen allen wurde die gesamte Beledung erneuert. Ventile waren zu überarbeiten, der Spieltisch wurde restauriert. Der alte Blasebalg erhielt ein neues Ledergewand und blieb dem historischen Instrument funktionstüchtig erhalten, obwohl nun zugleich ein elektrisches Gebläse einge-

baut worden ist. Vor kurzem wäre das noch gar nicht möglich gewesen, denn die Kirche hatte bisher überhaupt keinen Strom.

Im Original erhalten ist auch das Orgelgehäuse, wenn auch hier und da ein wenig aus dem Leim gegangen und mit leichten Beschädigungen an der ursprünglichen Bemalung. Ein einheimischer Tischler konnte hier wieder alles fachmännisch in Ordnung bringen, und Annett Schulz, Restauratorin für Holz, Holzskulpturen und Gemälde, festigte und reinigte die vor rund 150 Jahren aufgetragenen Farben. Nur wenige Fehlstellen wurden mit reversiblen Aquarell- oder Gouachefarben retuschiert.

Ein Kleinod ist gerettet worden. Solide Handwerksarbeit und fachliche Kompetenz gaben dem Instrument, Jahrzehnte lang zum Schweigen verurteilt, seinen authentischen Klang zurück – ein besonderer Gewinn in einer Zeit, die der Sterilität elektronischer Musikinstrumente verschrieben scheint. Zu danken ist das zum einen dem Können der Spezialisten um Christian Scheffler, zum anderen den »Freunden der Melzower Kirche«. Sie gründeten ihren Verein auf Anregung eines ortsansässigen Musikers der renommierten »Akademie für Alte Musik«, dem die historische Orgel am Herzen lag, und hatten in dem kleinen Ort bald mehr als 40 Mitglieder. Logischerweise begann die Kirchengemein-

de, mit vielen Eigenleistungen zunächst die Kirche, die über eine hervorragende Akustik verfügt, instand zu setzen. Was durchaus nicht so selbstverständlich ist. Christian Scheffler weiß von gerade restaurierten Orgeln zu berichten, in die es gleich wieder durchs defekte Kirchendach regnete.

Während für die Kirchensanierung auch Fördermittel bereit standen, werden die gesamten Kosten für die Reparatur der Orgel von rund 40.000 Euro allein durch die vielfältigen Initiativen des Vereins aufgebracht – und dieses Ziel ist fast erreicht. Das heißt, Spenden sind noch willkommen, und die Geber machen sich darum verdient, bei der Rettung eines besonderen Kleinods mitgeholfen zu haben. Mit einem Startkapital von 2.500 Euro, den Einnahmen aus einem Benefizkonzert und mit der Vermittlung weiterer Spenden konnte auch der Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg einen bescheidenen Beitrag leisten.

Wenn nun die Melzower Orgel wieder in ihrer ganzen Klangfülle zu hören ist, wird sie nicht nur bei den alljährlichen Sommerkonzerten der »Star« sein und viele Musikfreunde anlocken. Wer auch immer in das kleine uckermärkische Dorf kommt, dem sei ein Wort von Robert Schumann auf den Weg gegeben: »Gehst du an einer Kirche vorbei und hörst Orgel darin spielen, so gehe hinein und höre zu.«



## Der Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg lädt ein

Freitag, 27. August 2004, 19.30 Uhr

Dorfkirche Mühlenbeck (bei Berlin-Pankow)  
S-Bahnhof Mühlenbeck-Mönchmühle, 2 km Fußmarsch oder  
Autobahnabfahrt Mühlenbeck/Berliner Ring)

### BENEFIZKONZERT

## für die Restaurierung der historischen Wagner-Orgel in Sternhagen/Uckermark

Johann Sebastian Bach im Kreise seiner nördlichen und südlichen Zeitgenossen  
Werke von J. H. Schmelzer, Johann Sebastian Bach, Th. Baltzar u. a.

Ausführende | Berliner Barock-Compagney (Georg Kallweit – Violine und Christine Schornsheim – Cembalo)

## Reinhard Dalchow Der Storch baut und bewohnt sein Haus ... Naturschutz unterm Kirchturm

*Pfarrer Reinhard Dalchow ist Umweltbeauftragter  
der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz*



*Giebel der Dorfkirche Linum  
(Lkrs. Ostprignitz-Ruppin) mit Störchen*

Eines der Lieder, die in den Sommermonaten in unseren Kirchen gern und häufig gesungen werden, ist das Paul-Gerhardt-Lied »Geh aus mein Herz und suche Freud in dieser lieben Sommerzeit an deines Gottes Gaben ...«. Paul Gerhardt nimmt selbstverständlich die ganze Schöpfung in seine Liedtexte auf, vom Erdreich über die Pflanzen und Bäume bis zu den Tieren in Garten, Feld und Flur. Mit diesen und weiteren Liedern aus unserem Gesangbuch, aber auch mit den Psalmen und biblischen Texten loben wir Gott, den »Schöpfer des Himmels und der Erde«.

Viele mühen sich um den Erhalt unserer alten Kirchen. Als Baudenkmäler aus vergangener Zeit sind sie wertvoll, als Versammlungsort für Gemeinden und viele Gäste werden sie lebendig. Das lateinische Wort »conservare« kann man mit dem Wort »bewahren« übersetzen.

Für den Denkmalschutz bedeutet das die Bewahrung des Gebäudes und seines Inventars, die Erhaltung wertvoller Altäre, Bilder sowie anderer wertvoller Ausstattungsstücke. Im ersten Buch der Bibel lesen wir »Und Gott der Herr nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten Eden, dass er ihn bebaute und bewahrte.« Mit Bewahren ist hier etwas anderes gemeint. Es geht um uns Menschen und wie wir mit der Erde umgehen, mit dem Boden, mit Luft und Wasser, mit Flora und Fauna.

Zur Bewahrung der Schöpfung leisten unsere alten Kirchengebäude heute einen wichtigen Beitrag. Auch auf unseren Dörfern sind in den letzten Jahrzehnten, durch den Rückgang der Landwirtschaft und damit die Umnutzung von Ställen und Scheunen, Lebensräume für viele Tiere verloren gegangen, wie sie Paul Gerhardt noch selbstverständlich beschreibt: »Der Storch baut

und bewohnt sein Haus, das Schwäblein speist die Jungen.« Dennoch, für immer mehr Menschen nimmt der Umwelt- und Naturschutz heute einen wichtigen Stellenwert ein. Das Umweltbewusstsein ist groß, doch müssen wir häufig erkennen, dass Umweltbewusstsein und umweltbewusstes Handeln oft zwei sehr verschiedene Dinge sind. Durch unser Handeln im Alltag, durch Fantasie und Aufmerksamkeit können wir der Verarmung und Zerstörung von Natur und Umwelt entgegenzutreten.

Bei verschiedenen Tagungen zum Thema »Naturschutz unterm Kirchturm« sind Kirchengebäude, Friedhöfe und Feldsteinmauern als wichtige Lebensräume für Tiere und Pflanzen benannt worden. Da erklimmt der Efeu die alten Mauern und bietet Insekten, Vögeln und anderen Kleintieren wertvolle Nischen und Schutz. Wo die Fassaden in Ordnung sind, gibt es auch keine Schäden am Mauerwerk durch die alte Kletterpflanze. In vielen Kirchen befinden sich inzwischen Nistkästen für die Schleiereule. Eine Art, die auf der roten Liste der vom Aussterben bedrohten Tierarten steht.

Durch die Unterstützung der Kirchengemeinden konnten Mitglieder der Naturschutzverbände eine Reihe von Aufzuchten der Schleiereule in den Nistkästen auf Kirchtürmen nachweisen. Das Anbringen der Nistkästen sollte nach Möglichkeit immer mit Naturschutzfachleuten gemeinsam durchgeführt werden, da dabei eine Reihe von Kriterien beachtet werden muss. Durch die Kästen wird auch eine manchmal beklagte Verschmutzung der Turmbereiche vermieden.

Eine ganze Reihe weiterer Tierarten nutzen die Türme und Dachböden, um dort ihren Nachwuchs aufzuziehen. Seltener ist das große Nest des Storches



*Nistkasten für Turmfalken*



| *Kirchhof in Thomsdorf (Lkrs. Uckermark)*

noch auf einer Kirche zu finden, aber auch dies gibt es noch. Oft ist die Kirche mit einem Storchennest zu einem besonderen Anziehungspunkt geworden.

In der Dämmerung der Abendstunden können wir den Flug der Fledermäuse beobachten, auch sie sind in vielen Kirchen zu finden. Sie sind ebenfalls in ihrem Bestand bedroht. Hauptnahrungsquelle sind für die Fledermäuse wie für viele andere Vögel Insekten.

Ab und zu kann es auch Konflikte zwischen Denkmalschutz, unserer Ästhetik und unserem Ordnungssinn einerseits und den Mitgeschöpfen andererseits geben. Da soll eine Kirche endlich ein neues Dach bekommen und der Naturschutz sagt, dass erst der Ausflug der jungen Fledermäuse, Schleiereulen oder anderer Tiere abgewartet werden muss. Leider kommt es noch vor, dass diese Interessen unserer Mitgeschöpfe einfach außer Acht gelassen werden. Aber im-

mer häufiger werden Wege gefunden, die die Bedürfnisse beider Seiten berücksichtigen.

Und dann gibt es noch Tierarten, die uns kaum in den Sinn kommen, wenn Baumaßnahmen anstehen.

In einer Kirchengemeinde sollen die Kirchhofsmauer und das Eingangsportale, die sich in einem verheerenden Zustand befinden, saniert werden. Alle notwendigen Gelder sind nach Jahren der Planung endlich zusammen. Kurz vor dem Beginn der Arbeiten wird durch einen Sachverständigen festgestellt, dass an dieser Mauer Schnecken leben, deren eine Art in der roten Liste der Bundesrepublik steht und in Brandenburg nur noch an wenigen Orten vorkommt. Diese Art »Balea perversa« ist für den Laien kaum zu erkennen, da sie sehr klein ist und ihre Unterschlupfmöglichkeit in Ritzen und Spalten sucht, wohin sie sich insbesondere bei Trockenheit zurückzieht.

Wegen einer Schneckenart die Arbeiten an der Mauer unterlassen und das mühsam gesammelte Geld, auch Fördermittel zurückgeben? Das erregte manchen im Dorf gegen die Schnecken. Es konnte dann ein Kompromiss gefunden werden, die Mauer wurde saniert, aber größere Flächen wurden in ihrem alten, schneckenfreundlichen Zustand belassen.

Gerade auf unseren Dörfern sind die Kirchen häufig von einem Friedhof oder einem ehemaligen Friedhof, der heute zum Park geworden ist, umgeben. Dort stehen alte Bäume, Hecken und Sträucher. In dieser Ruhezone haben sich Tiere und Pflanzen angesiedelt.

Ein pensionierter Lehrer hat in der Prignitz Hunderte solcher Orte besucht und eine Bestandsaufnahme vorgelegt. Erstaunlich, wie viele Pflanzen er hier entdeckt hat, Hunderte seltene, teilweise vom Aussterben bedrohte Arten konnte er nachweisen, „lebendige Orte“!

Wer mit wachen Sinnen und offenen Augen die herrliche Schöpfung Gottes, sicher nicht nur in Kirchen und ihrer Umgebung, wahrnimmt, der kann fröhlich singen »Ich selber kann und mag nicht ruhn, des großen Gottes großes Tun erweckt mir alle Sinne...«.

Der Glaube an den Schöpfer und Vollender der Welt gibt uns die Kraft, unsere Schöpfungsverantwortung wahrzunehmen. Deshalb singen wir bittend:

»Mach in mir deinem Geiste Raum, dass ich dir werd ein guter Baum, und lass mich Wurzel treiben. Verleihe, dass zu deinem Ruhm ich deines Gartens schöne Blum und Pflanze möge bleiben, und Pflanze möge bleiben.«

**Gottschalk Baudenkmalpflege GmbH**

Schmuck  
Gewölbebau  
Stucharbeiten  
Nachwerkssanierung



RESTAURATOR  
IM  
HANDWERK



KG  
BAU


 Bundespreis für Handwerk  
 in der Denkmalpflege 2002

Ahornweg 7 · 14662 Friesack/Mark  
 Telefon: 03 32 35/15 59 · Fax: 03 32 35/2 19 95  
 www.BaudenkmalpflegeGmbH.de · E-Mail: KGBaudenkmalpfl@aol.com

Anzeige

# Karin Berkemann

## Ein Gotteshaus feiert Jubiläum

### Die barocke Fachwerkkirche in Beetz

*Karin Berkemann, Diplom-Theologin und Kunsthistorikerin M. A., forscht, publiziert, berät und begleitet in der pädagogischen Vermittlung, Öffnung, Erschließung und Nutzung von Kirchenbauten*



*Fachwerkkirche in Beetz von Nordosten*

In diesem Jahr feiert die evangelische Kirchengemeinde Beetz das dreihundertjährige Jubiläum ihrer Kirche, die zu den typischen Fachwerkkirchen des Osthavellands gehört. Obwohl das Bauwerk im Laufe seiner Geschichte immer wieder instand gesetzt, umgestaltet und erweitert wurde, hat es bis heute seinen barocken Charakter bewahrt.

Bereits im Mittelalter besaß der Ort ein Kirchengebäude, über dessen Errichtung, Gestalt und weitere Baugeschichte allerdings keine eindeutigen Zeugnisse vorliegen. Nicht nur während des Dreißigjährigen Krieges, sondern auch durch den erneuten Einfall schwedischer Truppen im Jahr 1675 litt Beetz unter Armut, Seuchen und Plünderungen. Nachdem sich die Gemeinde langsam erholt hatte, wurde die alte Kirche, wie das Kirchenbuch berichtet, 1703 niedergedrückt. Nach erstaunlich kurzer Bauzeit wurde bereits ein Jahr später die erste Trauung in dem neuen Fachwerkbau vollzogen.

Das Erscheinungsbild der Kirche wird bis heute durch ihre einfache Bauweise – die Gefache wurden mit heimischen Backsteinen ausgemauert – geprägt. Unter dem Zeltdach gliedern die hölzernen vertikalen Stützen, sogenannte Ständer,



*Kanzelaltar*

die Wand. Die Senkrechte wird zusätzlich durch die kleinteiligen, flachbogigen Fenster betont, während die waagerechten Balken des Fachwerks, die Querriegel, überputzt sind.

Der rechteckige Saalbau schließt im Osten mit einem fünfseitigen Chorraum ab, an den wiederum eine rechteckige Sakristei angegliedert ist. Die Kirche erhielt im Laufe ihrer Geschichte zwei

weitere, einander gegenüberliegende Anbauten, die als Aufgänge zu den Emporen dienten. Allerdings hat sich nur der nördliche Treppenaufgang erhalten, der südliche Anbau wurde in den Siebzigerjahren des 20. Jahrhunderts wegen Baufälligkeit abgerissen. Im Westen erhebt sich über dem Eingang ein verbretterter quadratischer Turm mit Zeltdach, der zwei Glocken aus dem 14. Jahrhundert trägt. Auf der Wetterfahne der Turmspitze ist die Zahl 1758 zu lesen, das Jahr der ersten großen Reparatur der Kirche und ihres Turms.

Bereits im ausgehenden 19. Jahrhundert befand die Gemeinde ihre Kirche als baufällig, zu klein und eines Gotteshauses nicht würdig. So plante sie die Errichtung einer neuen »würdigen« Kirche im Stil der Neugotik. Mit verschiebbaren Wänden sollte in der neuen Kirche auch ein beheizbarer Raum für



Innenraum |

DIE KLASSISCHE DEUTSCHE ORGEL



SCHÜKE

*Orgelbau seit 1820*

Alexander Schuke Potsdam Orgelbau GmbH  
Orch-Lindenhal-Str. 33 · 14542 Werdernhavel  
Tel 03327 / 5711-0 · Fax 03327 / 5711-29 · www.schuke.de

Anzeige

Gemeindeveranstaltungen abgetrennt werden können.

Das ehrgeizige Projekt ließ sich allerdings – hauptsächlich aus finanziellen Gründen – nicht durchführen. Stattdessen wurde die bestehende Kirche schließlich umfangreich instand gesetzt und um den nördlichen Treppenaufgang erweitert. So hat die Fachwerkkirche, allen Um- und Anbauten der vergangenen Jahrhunderte zum Trotz, bis heute ihren ursprünglichen Charakter bewahrt.

Beim Eintritt in das Gotteshaus wird der Blick in den Chorraum gelenkt, wo die wesentlichen barocken Ausstattungsstücke nahe beieinander zu finden sind: Kanzelaltar und Taufengel. Ihre Anordnung nutzt den Raum nicht nur effektiv, sondern rückt auch Sakramente und Predigt ins Zentrum.

Altartisch und Kanzel bilden dabei, von architektonischen Formen gerahmt, eine Einheit. Die rechte Seite des Kanzelaltars zeigt bis heute sichtbare Spuren aus den letzten Tagen des Zweiten Weltkriegs. Granatsplitter trafen damals den Chorraum, wobei eine Mutter mit ihren beiden Kindern ums Leben kam.

Der schwebende, mehrfarbige Taufengel trägt eine Muschel, in die vermutlich eine metallene Taufschale eingesetzt war. Nachdem der unmodern gewordene Engel im 19. Jahrhundert aus dem Kirchenraum verschwunden war, kehrte er 1934, nach seiner Wiederentdeckung auf dem Kirchenboden und einer Restaurierung, in den Kirchenraum zurück. Er wird allerdings nicht mehr für Taufen genutzt.

Um der wachsenden Gemeinde Raum zu bieten, wurde die Kirche bis etwa 1900 mit immer mehr Sitzplätzen ausgestattet, die Bankreihen reichen bis an den Kanzelaltar heran und umgeben ihn von beiden Seiten. Noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts saßen die Patronatsfamilie sowie Würdenträger der Gemeinde in einem eigenen Gestühl nahe dem Kanzelaltar. Im 19. Jahrhundert wurde die bauzeitliche Westempore nach und nach erweitert, so dass die Emporen den Raum heute von drei Seiten her einfasen. Die Patronatsfamilie erhielt daraufhin ihren Platz auf der südlichen Empore in direkter Nähe zum Altar.

Das kirchliche Patronat – und damit die Verantwortung für Besetzung und Unterhalt der Pfarre sowie für Ausstattung und Instandhaltung des Kirchenbaus – hatte mit Einführung der Reformation die Familie von Redern inne. Ein beeindruckendes Sandsteinepitaph aus der Zeit um 1600, das vier Mitglieder dieser Familie vor einem Kruzifix kniend zeigt, stammt vermutlich noch aus dem Vorgängerbau. Im 17. Jahrhundert fielen drei Viertel der Einkünfte aus dem Patronat durch Verkauf an den preußischen Staat, während das letzte Viertel bei den von Redern verblieb. Nach seiner Heirat mit Antonie von Redern im Jahr 1849 erwarb Rudolph von Quast, Bruder des ersten preußischen Landeskonservators aus dem nahegelegenen Radensleben, das Gut Beetz. Die Familie von Quast übte das Patronat bis zu ihrer Vertreibung 1945 aus.

Raum und Ausstattung zeigen sich heute im wesentlichen in der Fassung der Renovierung und Neugestaltung des Jahres 1934. Die Emporen werden von blau-



Taufengel |

en Medaillons auf grauem Grund geschmückt, die von goldenen Ranken umgeben und mit Bildern und Bibelzitat in goldener Schrift gefüllt sind. Die Sprüche mahnen zum rechten Lebenswandel und sagen göttlichen Beistand zu. Zum Chor hin beziehen sich die Bilder auf die göttliche Dreieinigkeit. Die übrigen Motive stehen für Gruppen, die zu dieser Zeit eine wichtige Rolle in der Gemeinde spielten – von der Patronatsfamilie über die Frauenhilfe bis hin zu den Handwerkern und Binnenschiffern, die in Beetz Winterquartier bezogen.

Auf der westlichen Empore wurde 1887 eine Orgel eingebaut, das darun-

ter liegende Emporen-Medaillon mit Instrumenten und Noten steht für den Kirchenchor. Bis heute bietet die barocke Fachwerkkirche Raum für Gottesdienst und Kirchenmusik. Seit einigen Jahren wird sie im Rahmen des Projekts »Offene Kirchen« auch Besucherinnen und Besuchern zugänglich gemacht. Zur Feier des dreihundertjährigen Jubiläums wird es in diesem Jahr zahlreiche Veranstaltungen, eine Festschrift und einen neuen Kirchenführer geben.

**Veranstaltungen im Rahmen des Jubiläums erfragen Sie bitte im evang. Pfarramt Beetz:**

Telefon (03 30 55) 7 08 30

## Der Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg lädt ein

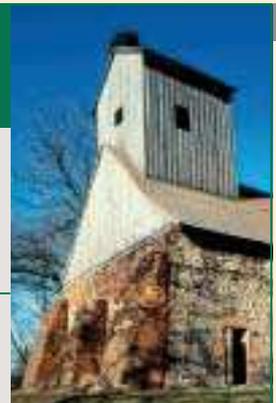
Sonntag, 5. September 2004, um 16 Uhr

Dorfkirche Groß Fredenwalde (Uckermark)

### BENEFIZKONZERT des Förderkreises Alte Kirchen im Rahmen der Uckermärkischen Musiktage

Instrumental- und Vokalmusik der Barockzeit | Werke von Schütz, Telemann, Bach, Bruhns u. a.

Ausführende | Ensemble »Uccellini« (Gudrun Anders – Sopran, Andreas Lorenz – Bariton, Tabea Höfer – Violine, Katharina Glös – Blockflöte, Danuta Jacobasch – Violoncello, Dorothea Glös – Cembalo)



Rolf Kleine

## Arbeit und Begegnung

Junge Maler aus Berlin und Brandenburg renovieren Dorfkirchen



Jugendliche Malerbrigade vor der Dorfkirche Kriele (Lkrs. Havelland) |

»Arbeit und Begegnung« heißt der Titel eines Handwerksprojektes, das von der DGB-Jugendbildungsstätte Flecken Zechlin sowie dem Forum Arbeit e.V. initiiert wurde und 2003 zum zweiten Mal stattfand. Auszubildende aus Berlin und Brandenburg trafen sich jeweils für eine Woche, um gemeinsam die Innenräume der Dorfkirchen in Kriele (Havelland) und Jabel (Ostprignitz) zu renovieren.

Die Kirche in Kriele ist ein kleiner, einschiffiger Backsteinbau aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. Die gegenwärtige Fassung der Ausmalung von Chor und Kirchenschiff, die in Ansätzen noch zu erkennen war, stammt aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Diese Malereien galt es, in all ihren Formen und Farben zu restaurieren.

Bei der Kirche in Jabel handelt es sich um einen schlichten, einschiffigen Barockbau mit einer weißen Decke und weißen Oberwänden. Im unteren Bereich tragen die Wände einen grauen Farbanstrich. Unser Ziel war es, die weiße Leimfarbe an Decke und Oberwänden abzuwaschen, den Untergrund auszubessern und einen neuen Leimfarbenanstrich aufzubringen. Im Chorbereich fanden sich Schrifttafeln, die im Rahmen unserer Arbeit ebenfalls erneuert werden sollten.

Zu Beginn des Projektes war eine Reihe von Schwierigkeiten zu überwinden: Auszubildende aus zwei Bundesländern mit verschiedenen Lebensgeschichten und einem multikulturellem

Hintergrund kamen hier zusammen. Im Rahmen eines Vorbereitungsseminars wurde über Berufsperspektiven und Lebenspläne gesprochen – und dann ging es ein paar Wochen später los. Wie jeder weiß, sind Decken in Kirchen nicht mit der Haushaltsleiter zu erreichen. Fahrenbare Rüstungen mussten her. Glücklicherweise fand sich in Jabel ein Malermeister, der eine Rüstung entbehren konnte. Und auch in Kriele war uns ein Handwerksbetrieb behilflich. Arbeitsgeräte konnten auch vom Oberstufenzentrum »Farbtechnik und Raumgestaltung« in Berlin ausgeliehen werden. Leimfarben sind heute nicht mehr gebräuchlich, doch über einen Fachbetrieb in Berlin konnte schließlich alles Notwendige bestellt werden, und erfahrene Malermeister vermittelten die alte Technik an die jungen Kollegen. Alle Schritte mussten im Detail mit den Denkmalbehörden abgesprochen und an Hand von Gutachten geplant werden. Strom- und Wasserversorgung konnten mit Unterstützung der Gemeinden vor Ort gesichert werden.

Nach schwierigem Start entwickelte sich das Projekt auf sehr erfreuliche Weise. Die Auseinandersetzung mit dem sakralen Raum schuf bei den Auszubildenden eine hohe Motivation. Das Abwaschen des alten Deckenanstrichs, mit Streichbürsten und über Kopf, forderte enorme Kraft und Durchhaltevermögen, doch alle haben diese Arbeit als sinnvoll erlebt. Russische und deutsche Jugend-

liche, arabischstämmige junge Männer und Auszubildende türkischer Herkunft führten die Arbeiten präzise, ja liebevoll aus. Die alten, mit Interesse angewandten Techniken rückten ins Interesse der Jugendlichen; so entwickelte sich auch die Begegnung untereinander respektvoll und kollegial. Einen großen Anteil daran hatten auch fünf Anwärter der Technikerschule in Berlin: Sie leiteten die Auszubildenden bei den einzelnen Arbeitsschritten an – ein Einsatz, der von allen sehr geschätzt wurde. Am Ende waren sämtliche Teilnehmer stolz auf das Geschaffte und die Gemeinden dankbar für die geleistete Arbeit.

Ohne die Förderung im Rahmen des Bundesprogramms »entimon« und des Brandenburger »Aktionsbündnisses gegen Gewalt, Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit« wäre dieses Begegnungs- und Arbeitsprojekt nicht möglich gewesen. Nun arbeiten wir daran, das Projekt ab 2005 mit eigenen Kräften fortzusetzen und neben den bisher beteiligten Oberstufenzentren, Bildungsträgern, Gemeinden und Betrieben weitere hinzu zu gewinnen.

Evang. Dorfkirche in Jabel |



### Weitere Informationen über:

DGB-Jugendbildungsstätte Flecken Zechlin (Martina Panke, Rolf Kleine)  
Kirschallee · 16837 Flecken Zechlin  
Telefon (03 39 23) 74 00

Hier können zum Selbstkostenpreis von 5 Euro auch zwei Videos zu den oben beschriebenen Projekten angefordert werden.

Christina Neuß

## Kunst in Luthers Land

Die Kirchliche Stiftung Kunst- und Kulturgut in der Kirchenprovinz Sachsen



Gebiet der Kirchenprovinz Sachsen |

In einer Szene des aktuellen Films »Luther« stützt sich der Hauptdarsteller Joseph Fiennes auf ein auffällig verziertes Altarkreuz. Kunstliebhaber müssen erkennen: eindeutig Barock. Diese Unstimmigkeit zu vermeiden, hätte ein Blick in eine Kirche in Wittenberg, Eisleben, Mansfeld oder Erfurt bereits genügt. Denn in den mehr als 2300 Kirchen im Kernland der Reformation lassen sich reichlich vorreformatorische Ausstattungsstücke in hervorragender Qualität finden: faszinierende mittelalterliche Gold- und Silberschmiedewerke, gotische Schnitzaltäre, Malereien und Vesperebilder, Stifterfiguren, kunstvoll gearbeitete Sakramentshäuser, Lettner, Chorschranken und Gestühle, Antependien, farbig leuchtende Glasfenster und wertvolle Wandmalereien. Auch Kostbarkeiten aus der Cranach-Werkstatt, aus Barock, Klassizismus, 19. und 20. Jahrhundert sind in den provinzsächsischen Kirchengebäuden in großer Dichte und künstlerischer Vielfalt anzutreffen. Schätzungen zufolge befinden sich in Sachsen-Anhalt, dem Bundesland mit dem größten Anteil des Territoriums der Kirchenprovinz Sachsen, mehr als 70 Prozent der historischen Kunstwerke nicht in Museen, sondern in Kirchen.

Der protestantische Bevölkerungsanteil hingegen liegt deutlich unter 20 Prozent, mancherorts wie in Eisleben oder Magdeburg sogar nur bei sieben bzw. acht Prozent.

Viele kleine Kirchengemeinden sind mit der Bewahrung des gemeinsamen Kulturerbes in der alten preußischen Provinz Sachsen finanziell überfordert. Öffentliche Fördergelder und Hilfe der Stiftungen, allen voran der Deutschen Stiftung Denkmalschutz und der Ostdeutschen Sparkassenstiftung, wurden seit der politischen Wende 1989 vor allem für dringend notwendige Bauaufgaben eingesetzt. Doch die Folgen von Bauschäden, Pflegerückstand, Holzwurm- und Pilzbefall bedrohen hinter der Fassade von saniertem Dach und Bau das »predigende Inventar« der Kirchen.

Auf diesen Zustand hat die Synode der Kirchenprovinz Sachsen 1995 reagiert und einen Fonds zur Sicherung der gefährdeten Kunstwerke eingerichtet. Vier Jahre später, 1999, wurde diese Aufgabe von der neu gegründeten Kirchlichen Stiftung Kunst- und Kulturgut in der Kirchenprovinz Sachsen übernommen. Sie widmet sich ausschließlich der Bewahrung der künstlerischen Ausstattung in den Kirchen.

Angesichts der immensen Restaurierungsvorhaben relativiert sich die Höhe des Stiftungskapitals von rund 750.000 Euro recht schnell. Auch jetzt, mit Hilfe der Stiftung, ist es häufig vorerst nur möglich, Notsicherungen als erste Schritte einzuleiten. Wenn Naturkatastrophen wie die Flut im Sommer 2002 dringend zusätzlichen Einsatz fordern, wird erst recht das ganze Ausmaß der notwendigen Hilfe deutlich.

Das Anliegen der Stiftung, die bedrohten sakralen Kunstwerke zu bewahren, benötigt Öffentlichkeit und unterstützendes Engagement. Ein überaus erfolgreiches Projekt der Öffentlichkeitsarbeit der Stiftung war die Ausstellung über »Goldschmiedekunst des Mittelalters«, die im August und September 2001 von mehr als 15.000 Besuchern im Magdeburger Dom bestaunt wurde. Zu sehen waren Kostbarkeiten aus dem evangelischen Gemeindegebrauch: Abendmahlsselche und Patenen, Kruzifixe, Kreuzfüße, Leuchter, kunstvoll bestickte Textilien, mittelalterliche Reliquienkapseln und Aquamanillen. Die Schau erregte weit über Konfessions- und Landesgrenzen interessierte Aufmerksamkeit und wird vom 28. Juni bis zum 15. August 2004 auch

im National Museum of Western Art in Tokio zu sehen sein.

Ein nächstes Ausstellungsprojekt ist für 2005 geplant. Darin wird der Besucher einen Gang durch die mehr als 1000-jährige Geschichte der Taufe in Mitteleuropa geführt. In den Magdeburger Dom sollen dazu mittelalterliche Taufsteine und -becken, handwerklich meisterhafte Bronzefünten, Taufschalen und -kannen – u. a. die von Heine und Nietzsche –, Taufkleidung und bedeutende Taufdarstellungen kommen. In den Hohen Chor des Domes sollen eigens zur Ausstellung restaurierte Taufengel eingehängt werden. Taufengel sind ein besonders im lutherischen Raum verbreitetes Taufgerät. Die Kirchenprovinz besitzt weit über einhundert dieser faszinierenden Kunstwerke, allerdings oft in einem bedauernden Zustand.

Um dieses zuletzt genannte Vorhaben umzusetzen, startete die Stiftung die Kampagne »Engel für Engel«, um Sponsoren und Spender für dieses finanziell aufwändige, doch besonders nachhaltige Unternehmen zu gewinnen. Denn die

*Altarkreuz, Ende 15. Jh.,  
Kirchenkreis Eisleben*



frisch restaurierten Engel kommen nach der Präsentation zurück in ihre Gemeinden, um dort wieder ihrer schönen Aufgabe zu dienen: der Taufe jünger und auch erwachsener Menschen.

Vorbereitet und flankiert wird die Ausstellung von einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Taufsakrament. Die Bedeutung des Sakramentes in Geschichte und Gegenwart der Kirche und Leben des einzelnen wird unter theologischer, kunsthistorischer und sozialgeschichtlicher Fragestellung beleuchtet. Eine so umfassende Ausstellung zur Taufe, wie die hier geplante, gab es in Deutschland noch nie.

Die Kunst- und Kulturgutstiftung ist mit fünf Jahren noch recht jung. Jünger ist ihr umtriebiger Freundeskreis, der besonders die Öffentlichkeitsarbeit der Stiftung unterstützt. Seit zwei Jahren gibt es AUDAKS, die Arbeitsgruppe zur Unterstützung der Arbeit der Kirchlichen Stiftung. Die bislang fünfköpfige Arbeitsgruppe betreute einen Stand der Stiftung auf der »Agora« des Ökumenischen Kirchentages in Berlin sowie zum Tag der Deutschen Einheit im Kreuzgang des Magdeburger Domes. Gemeinsam mit der Kunstreferentin der Landeskirche, Dr. Bettina Seyderhelm, sorgte sie

für die Herausgabe einer Broschüre mit dem Titel »Kunst im ganzen Land«, die über Projekte der Stiftungsarbeit in den zurückliegenden vier Jahren sehr anschaulich berichtet. Die Broschüre kann gegen eine Schutzgebühr von 1,- Euro bei der Stiftung bezogen werden.

Luther stützte sich zu seiner Zeit und in seiner Kirche auf das »richtige« Kreuz, geistlich, existentiell und auch ganz gegenständlich. Dass wir und künftige Generationen es ebenso in Kirchen finden, die uns besonders auch mit ihrem Inventar ansprechen, dafür möchte die Kunst- und Kulturgutstiftung ihren eigenen Beitrag in den kommenden Jahren leisten.

**Informationen** über die Stiftung, die Goldschmiedekunstausstellung in Tokio oder die Taufausstellung erhalten Sie bei: Dr. Bettina Seyderhelm  
Evangelisches Konsistorium  
der Kirchenprovinz Sachsen  
Am Dom 2 · 39104 Magdeburg  
Telefon (03 91) 53 46 563  
seyderhelm@ekkps.de

*Abendmahlskelch mit Patene,  
13./14. Jh.,  
Kirchenkreis Haldensleben-Wolmirstedt*

